Reise nach Batavia.

Von

Karl Heinzen.

D.C. 2 B. XI 1576

Köln,

bei J. & W. Boisserée.

1841.

Rh XVII 1 627

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

1931 „T 6514

Inhalt.

	Seite.
1) Vorſchule in Holland	1
2) Ein Seeſturm	25
3) Weitere Reiſe bis Batavia	34
4) Ankunft in Batavia. — Viermonatlicher Aufenthalt daſelbſt	50
5) Malaiiſche Sprache	90
6) Oſtindiſche Kriege	95
7) Bataviſche Erbſchaften und teutſche Erben	104
8) Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menſchengeſchlecht von wenigſtens zwei Paaren abſtammen müſſe	110
9) Phantaſie auf der Rhede von Batavia	125
10) Reiſe von Batavia bis St. Helena mit Berührung des Kaps der guten Hoffnung	131
11) Die Matroſen	144
12) St. Helena	153
13) Die Seeräuber	166
14) Weitere Fahrt bis Rotterdam	172
15) Eine Nacht in Utrecht	177
16) Die Holländer und Teutſchland	192

1.

Vorschule in Holland.

Abreise.

Gewiß Jeder, der gelernt hat, daß es außer seiner kleinen Geburtswelt, die nach Schritten und Straßen mißt, auch eine große giebt, die nach Graden und Meeren mißt, wird den Wunsch, sie zu sehen, neben die Freude stellen, sie zu bewohnen und auch die innigste Liebe zur Heimath wird durch jenen verführerischen Wunsch wenigstens in Gedanken zur Untreue verleitet werden. Auch beim Ruhigsten und Nüchternsten wird, namentlich in der Jugend, die Sehnsucht sich regen, durch eigene Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen, was Geschichten und Reisebeschreibungen seiner Phantasie bald in wahren, bald in falschen Bildern vorgespiegelt; es wird ihn der trostlose Gedanke beschleichen, daß er dereinst von der schönen Erde Abschied nehmen müsse, ohne vielleicht mehr von ihr gesehen zu haben, als den Ort, wo er sie zuerst begrüßt hat. Das Verlangen nach der Fremde muß aber den Einzelnen mit doppeltstarker Versuchung bestürmen in einer Zeit und in Verhältnissen, wie wir sie erleben. Unsere Zeit ist eine große, aber eine unbehagliche; ihr Ziel ist schön, aber der Weg zu ihrem Ziel macht mißmuthig. Ihr Entwickelungsgang hat seine vorherrschende Richtung

auf die politischen Interessen der Allgemeinheit, auf die praktische Ausbildung der staatlichen Verhältnisse genommen und berührt bis in die kleinsten Nebenwege hinein fast nur das Politische, das Praktische des Staatsbürgerlebens. Diese Richtung, welche gewaltsam alle Kräfte in ihren Zug mit fortreißt, schließt die selbstständige Entwickelung und Entfaltung des Einzelnen gänzlich aus, sie räumt der Individualität keine Sphäre, der freien Anwendung der angebornen Kraft keinen Spielraum und den Planen der Phantasie keine Wirklichkeit mehr ein. Daraus folgt von selbst, daß sie dem, namentlich in der teutschen Natur unzerstörbaren Bedürfniß nach dem Romantischen keine Befriedigung mehr gewährt. Unsere Zeit hat vom Baum des Lebens die Blätter und Blüthen abgestreift, um von Schale und Aesten Lohe und Nutzholz zu machen. Und das ist doppelt traurig für uns Niedriggestellte, die wir keine Mittel haben, zur Entschädigung nebenbei ein Treibhaus anzulegen. Wie öde und reizlos werden uns, wenn wir Greise geworden, und die alles verschönernde Flamme der Phantasie gänzlich erloschen ist, unsere poesiearmen Jugendtage erscheinen, die zu andern Zeiten ihren erheiternden Schein bis in das späteste Alter zurückwarfen! Wir werden keine Greise mehr haben, die am Abend ihres Lebens noch zur Harfe singen von Dem, was sie an ihrem Morgen erlebten und vollbrachten. Was erleben und vollbringen wir? Wir zur Harfe singen! Etwa von den Prügeln, die uns der Schulmeister gegeben? Von dem Ball, worauf wir uns zuerst verliebten? Von den pedellbewachten Freiheiten der Universität, wodurch wir uns für den Zwang des Gymnasiums entschädigten? Von dem Tag, an dem wir unserer trostlosen Braut schrieben, daß wir

endlich ein brodtragendes Aemtchen erhalten? Von der Audienz, bei welcher uns ein Miniſter oder ſonſtiger Gönner ſeine Gewogenheit anzudeuten geruhte und wobei es in ſofern poetiſch zuging, als man es auf eine Art meinte, wie etwa der Dichter in J. Pauls Lieblingslied:

Lieben kann ich dich nur, doch zeigen, wie ich dich liebe,
Spar' ich für jene Welt auf?

Sollen wir darüber zur Harfe ſingen? Und doch, ſind dieß nicht unſere Ereigniſſe, ſind es nicht die Hauptmomente, woran ſich in ſpäteren Jahren die Erinnerungen an die ſchönſte und wichtigſte Zeit unſeres Lebens knüpfen? Die herrlichen Blumen des geſchichtlichen Lebens, als da ſind: olympiſche Spiele, Ritterthum, Kreuzzüge, Minneſängerei u. ſ. w. haben ausgeblüht: wir bewahren nur noch hier und da ein Blättchen im Herbarium auf. Die Sache verdient übrigens Beachtung, nicht bloß für den Poeten, ſondern auch für den Staatsmann. Aus unſerem Mangel an praktiſcher Poeſie laſſen ſich manche Erſcheinungen unſerer Zeit erklären: es erklären ſich daraus die vielfachen Verirrungen der Eitelkeit und der Kraft, es erklärt ſich zum Theil daraus die gefürchtete Demagogie (Umtriebe aus Mangel an Umtrieb), es erklärt ſich ſogar der bedenkliche Ueberfluß an Dichtern, zumal an ſubjektiven Dichtern, von denen die Mehrzahl keine geworden wären, wenn ſie (je nach ihrer Individualität und Tendenz) Schäfer, Mönche, Ritter, Seefahrer u. ſ. w. hätten werden können. Wir weiden keine Schafe mehr, wenigſtens keine arkadiſche; wir verzücken uns nicht aus dem Dunkel einer Klauſe in die Traumhimmel der Religion; wir beſtehen keine Abenteuer mit Drachen und Räubern; wir brauſen nicht daher durch unbekannte Meere:

unſern Ueberfluß an Romantik müſſen wir durch die Feder abzapfen. Beſäße oder gründete Teutſchland überſeeiſche Kolonieen, wie viel des edlen, aber ungenützten, jetzt ſogar ſchädlichen Stoffs ließe ſich zum Frommen des Ganzen nach Aſien oder Afrika ableiten!

Wo nun bei dieſer Armuth Troſt und Erſatz ſuchen? Den einzigen zureichenden Erſatz gewährt das — Reiſen und dieſer Erſatz wird, wie denn in der Welt Alles Hand in Hand geht, uns immer näher gelegt durch die Vervielfältigung und Erleichterung der Kommunikation. Deshalb reiſet! Wer heut zu Tage nicht reiſ't, der kann gleichſam nur ſein bürgerliches Kartoffelgärtchen bebauen und muß den poetiſchen Obſt- und Blumen-Garten der weiten Welt brach liegen laſſen. Was er davon in Büchern lieſ't, geht ihm höchſtens in den Kopf, nicht aber in Gemüth und Leben über. Es ſetzt kein Fleiſch und keinen Saft ab. Er wird ein ſtubenſitzender Botaniker im Garten der Welt, ohne ſeine Blumen zu riechen und ſeine Früchte zu koſten. Man kann in Büchern eben ſo wenig die Welt bereiſen und anſchauen, als man ſich durch Leſen eines Romans verliebt und verheirathet. Die Bücher wecken höchſtens das Verlangen nach dem Einen wie nach dem Andern.

Bei einem Univerſitätsfreund und mir war die Sehnſucht nach fremden Zonen zur förmlichen Leidenſchaft geworden, der wir Alles aufopferten. Mit unſerm Verlangen, uns in der Welt umzuſehen, ſtanden übrigens unſere Mittel nicht im Verhältniß. Zu bloßen Vergnügungsreiſen fehlte es uns an Geld, zu rein-wiſſenſchaftlichen Reiſen fehlte es uns an Kenntniſſen und zu unternehmenden Ent-

deckungsreisen an Beidem zugleich. Da es sonach nicht in unserer Macht stand, die Welt nach Willkür und wie ein Fürst Pückler zu durchkreuzen, oder wie ein Humboldt, Mungo Park, Le Vaillant vorzudringen, mußten wir uns nach einer Gelegenheit umsehen und waren weder in Bezug auf die Art, noch in Bezug auf den Weg unserer Reise unabhängig. Die Nähe von Holland und das von dort herüberklingende Gerücht wandte unsern Blick zunächst nach den holländischen Kolonieen, insbesondere nach der Insel Java. Man hatte uns die Insel als ein Paradies geschildert, auch kannten wir Einige, die nicht bloß voll Enthusiasmus, sondern zugleich mit Schätzen beladen von dort zurückgekommen waren. Mein Freund namentlich hatte in Frankfurt einen holländischen Kapitain kennen gelernt, durch dessen Beispiel, Schilderungen und Zureden er so sehr von einem Expeditionsplan nach Batavia erfüllt worden war, daß er es als das Jerusalem unseres projektirten Kreuzzuges ansah. Es bedurfte nicht viel, um auch mich ganz mit batavischen Sympathieen zu erhitzen und bald war unsere Reise so fest beschlossen, daß uns nichts mehr davon zurückhalten konnte. Als Vehikel mußten wir uns indeß entschließen den Soldatenstand zu wählen und als Reisepaß sollte uns ein holländisches Militairpatent dienen. Dieser Entschluß ward uns um so viel leichter, da wir Holland als einen Theil von Deutschland betrachteten und uns die holländische Regierung als mit der unsrigen eng befreundet dachten. Unser weiterer Plan war, als ausgezeichnete Krieger Java und die molukkischen Inseln zu durchziehen, als Lohn für unsere Thaten ein Paar Orden und goldene Epaulets zu verdienen, darauf den Abschied zu nehmen und mit dem ersparten oder erbeuteten Gold

von Java nach Sumatra, von Sumatra nach der Halbinsel Malacka überzusetzen und durch Hinterindien, Hindostan, Persien und die Türkei nach Konstantinopel zu gehen. Von Konstantinopel gedachten wir alsdann nach Griechenland, von Griechenland nach Sizilien und von Sizilien aus durch Italien, die Schweiz und Frankreich nach Hause zurückzureisen. Dieser unüberlegte Plan, der uns bloß noch eine Kleinigkeit von der Welt übrig ließ, lag in unserer Phantasie schon so sicher ausgeführt da, wie Napoleons unfehlbare Feldzugsplane. Wir dachten weder daran, daß uns die Umstände, noch, daß uns die Menschen kontrariiren könnten. Es schwebte uns nur die Ausführung vor, nicht die Mittel; wir dachten nur an den Erfolg, nicht an die Hindernisse. Wir erblickten uns schon im Voraus in dem odysseeischen Nimbus, der uns nach einigen Jahren in unserer Heimath umgeben würde; wir hatten uns in Gedanken schon verheirathet und zwar um weiter nichts, als um Abends auf dem Kanapee unsere Frauen mit der Erzählung unserer Fahrten zu unterhalten. Ehe wir die Reise angetreten, berechneten wir in voreiliger Besorgniß schon, wie viel Federn und Papier wir mitzunehmen hätten, um die Notizen zur Beschreibung derselben gehörig aufzuzeichnen. Es ist doch eine glückliche, eine himmlische Zeit, wo die Phantasie noch im Stande ist, uns kriechenden Schnecken anstatt der Fühlhörner solche Merkursflügel an den Kopf zu heften, wo sie unser Schiff noch mit tausend Wimpeln und Segeln behängt, um der mastenlosen Treckschuit des prosaischen Alltagslebens voranzueilen! Freilich konnten wir, bei unsern Vorstellungen, der Enttäuschung nicht entgehen und unsere Enttäuschung mußte um so bitterer sein, da

die Täuſchung ſo ſchön war und um ſo vollſtändiger, da wir gerade den Holländern in die Hände fielen. Aber dennoch (wie ſehr ich auch Anderen abrathe, den von mir eingeſchlagenen Weg zu wählen) kann ich meinen Schritt nicht bereuen und ſind wir doch einmal verurtheilt, durch unſere nüchternſtrenge Zeit in ihre engen, eingefahrenen Gleiſe gebannt zu werden, ſo iſt mir zum Einbiegen in ihre Straße der Umweg über Batavia wenigſtens lieber geweſen, als der gerade Weg unmittelbar in das Philiſterleben. In dieſer Beziehung habe ich einen großen, freilich theuer genug erkauften Vorzug vor ſo vielen andern Schickſalsgenoſſen, die von vorn herein in das Leben verwieſen ſind, in welchem ſie die Geiſtesflügel, mit denen ſie die Länder und Himmel durchfliegen mögten, als Kehrwedel auf die heimiſche Erde müſſen herabhangen laſſen, um das tägliche Brod damit zuſammenzukehren. Und auch dabei muß noch angenommen werden, daß man ihnen dieſe Flügel nicht gänzlich abgeſchnitten. Denn man kommt — und das iſt das Schrecklichſte — in Verhältniſſe, wo es ein weit größeres Uebel iſt, in Kopf und Herzen zu viel, als zu wenig zu haben. Und um dieſem gefährlichen Uebel abzuhelfen, ſpringt euch mit anatomiſcher Vorliebe überall bereitwillig ein moderner Prokruſtes bei, unter deſſen Händen man ſich in ſein Schickſal ergeben könnte, wenn nur die Herren ihrem Vorbild darin glichen, daß ſie Rieſen wären und wenn ſie nicht zur Ausgleichung dieſes kleinen Mangels bei der Kur doppelt kannibaliſch zu Werke gingen. Denn der alte Prokruſtes fing, wenn die Leute für ſein Bette zu groß waren, mit der Kürzung wenigſtens bei den Füßen an, die modernen aber beginnen ihr Kunſtſtück gleich am Kopf.

Während wir uns zur Reise anschickten, lernte ich in meiner Vaterstadt einen Mann kennen, dem ich später meine Befreiung aus der unausstehlichsten Lage und, ich kann wohl sagen, die Rettung meines Lebens sollte zu verdanken haben. Es war dies ein Obrist aus Batavia, der eben auf einer Urlaubsreise begriffen war und in einigen Wochen sich wieder nach Ostindien einschiffen wollte. Als ich ihm meinen Entschluß mittheilte und ihn um seinen zukünftigen Beistand bat, sagte er: „rathen kann ich Ihnen zu dem Schritt nicht, ich rathe ihn dringend ab; sind Sie indessen durchaus entschlossen, Ihren Plan auszuführen, so werde ich in Batavia für Sie thun, was ich kann.“ Weit entfernt, die Warnungen des Obristen für gegründet zu halten, oder zu berücksichtigen, nahm ich nur das Günstige aus seinen Worten heraus und sah ihn nur als einen Gewährsmann für das Gelingen meines Unternehmens an.

Im September 18.. begaben wir uns, mein Freund und ich, nach einem thränenreichen Abschied nach Harderwyk, einem Städtchen an der Süderſee, wo das Depot für die holländischen Kolonialtruppen ist. Wir meldeten uns bei dem dortigen Obristen, einem alten und anscheinend gutmüthigen Manne. Mein Freund, ein Holsteiner von Geburt und gewesener Officier in dänischen Diensten, ward sogleich als Unterofficier angenommen. Was mich betrifft, so erklärte mir der Obrist, er könne mich nicht annehmen, weil ich in meinem Vaterlande noch nicht gedient und Holland mit demselben übereingekommen, keinen meiner Landsleute in seine Dienste zu nehmen, der in seinem Lande die Militairpflicht nicht abgeleistet. Ich bemerkte dagegen, daß ich nicht beabsichtige,

ſo lange in niederländiſchen Dienſten zu bleiben, bis ich zu Hauſe als Refraktair betrachtet würde, ich habe bis dahin noch Zeit genug, die Reiſe nach Batavia ſechsmal zu machen und es könne mir von Niemanden verwehrt werden, bis zum Tage meiner Militairpflichtigkeit auf beliebige Art über mich zu disponiren. Der Obriſt indeß blieb gegen alle Vorſtellungen taub, denn die Leute, mit denen ich zu thun hatte, halten, wie wir ſogleich ſehen werden, ſehr gewiſſenhaft ihre Verträge. Da ſtand ich nun nach wenig Schritten ſchon am Ziel meiner langen Bahn; ich hatte das Ende ſchon erreicht, ehe ich den Anfang gemacht. Nach wenig Tagen ſollte ich die Meinigen wiederſehen mit Augen, in denen noch die Thränen eines vielleicht für ewig genommenen Abſchieds nicht getrocknet waren. Mein beneidenswerther Freund ſchien mir ſchon auf oſtindiſchem Boden zu ſtehen und mir Unglücklichen vergebens zuzuwinken. Auf die herrliche Reiſe, auf alle die Wunder der Natur, auf alle die fremden Völker, auf alle die Schönheiten des Orients, auf alle die intereſſanten Abenteuer, die uns bevorſtanden, hatte ich mich umſonſt gefreut. Ich war in der troſtloſeſten Lage von der Welt und auch meinem Freunde, der nicht allein abreiſen wollte, blieb zuletzt nichts übrig, als ebenfalls auf Alles zu verzichten. Da auf einmal erſchien uns ein rettender Engel. Der Sekretair des Obriſten, ein Sergeant, trat zu uns heran und drückte uns mit warmer, menſchenfreundlicher Theilnahme ſein Bedauern darüber aus, daß ein ſo mißlicher Umſtand uns hindern müſſe, „unſer Glück zu machen.“ Nach einer Weile angeſtrengten Nachdenkens, ob denn gar kein Ausweg für uns unglückliche junge Leute zu finden ſei, ward es end-

sich Licht in seinem Kopf und er sprach die tröstlichen Worte: ich nehme wirklich zu viel Theil an Ihrem Schicksal, als daß ich nicht Alles für Sie zu thun bereit sein sollte; direkt kann ich übrigens nicht für Sie wirken, ich entsinne mich aber, daß ich in Amsterdam einen Freund habe, der vielleicht Rath zu schaffen weiß und an diesen Freund will ich Ihnen ein Briefchen mitgeben. Wir fielen dem edlen Manne beinah um den Hals bei diesen Worten, wir gaben ihm in dankbarer Freude die Hand und daß wir ihm noch mehr gaben, als die Hand, versteht sich von selbst. Das Uriasbriefchen, womit wir nach Amsterdam reis'ten (man wird in solchen Fällen, wenn man es nicht verschmäht, unentgeltlich über die Süderſee geschafft) hatte folgende ominense Adresse: An den Sergeanten N. N. im Gefangenenthurm auf dem Zingel zu Amsterdam. Der Sergeant N. N., der uns in seinem Seelenverkäuferkomptoir (denn anders war es nicht zu nennen) im Gefangenenthurm mit den ausgesuchtesten Komplimenten empfing, war ein Meister im Handwerk. Er verkaufte mich mit so verführerischer Gewandtheit und mit einer solchen Klapperschlangenbezauberung, daß ich auch ohne die Absicht, mich von ihm in meine neue Bahn einführen zu lassen, ihm schwerlich entgangen sein würde. Die Art, wie die Seelen im Gefangenenthurm zu Amsterdam verkauft werden, ist folgende. Zuerst ward ich höflichst und freundschaftlichst ersucht, durch Eintragung meines Namens ꝛc. in eine Liste den ersten Riegel hinter mir zuzuschieben. Darauf bat mich der Sergeant N. N., ihm zu folgen. Er führte mich, während mein Freund in einem benachbarten Kaffeehaus wartete, durch viele Straßen

hindurch in ein Haus, worin er mich ersuchte, an der Treppe einen Augenblick stehen zu bleiben, während er selbst hinaufging. Nach kurzer Zeit kam er zurück und führte mich in ein Büreau, das ich für ein Polizeibüreau ansah. Bevor wir jedoch eintraten, instruirte er mich, wie ich mich zu verhalten habe: ich sollte nämlich sagen, daß ich von Hamburg komme, daß ich ein geborener Hamburger sei und meinen Paß verloren habe. Auch möge ich einen falschen Namen angeben. Er sagte, man müsse die Sache pfiffig überlegen und den Herrn in dem Büreau ein wenig hinter's Licht führen, damit er keine Schwierigkeiten in den Weg nach Batavia lege. Als ich in das Büreau hineintrat, besah mich der Kommandant desselben sehr scharf und that Fragen an mich, woraus erhellte, daß er mich für einen gewissen Menschen zu halten geneigt sei, gegen den er einen Steckbrief in Händen habe. Es schien ihm sehr schwer, zu werden, seine Zweifel in dieser Beziehung zu überwinden. Sein barsches Benehmen, das ich mir später als ein Maskenspiel erklärte, wodurch er seine polizeiliche Gewissenhaftigkeit an den Tag legen und seine Theilnahme an der Seelenverkäuferei verdecken wollte, erleichterte mir die verdächtige Aufgabe, seine Fragen nach der Instruktion des Sergeanten und zwar mit einiger Impertinenz zu beantworten. Auf einen falschen Namen ließ ich mich indeß nicht ein. Als ich mich für einen Hamburger und meinen Paß für verloren ausgegeben, ward, wie es mir schien, ein neuer Paß ausgefertigt und dem Sergeanten übergeben, durch dessen freundschaftliche Verwendung er ausgewirkt worden war und der dadurch in Stand gesetzt wurde, mich ohne Weiteres als einen angeworbenen Hamburger nach Harderwyk zu empfehlen.

Darauf verließen wir das Polizeibüreau und gingen in ein anderes Haus, worin, wie es mir vorkam, ein Kassenbüreau war. Der Sergeant ging in das Büreau hinein und ich blieb in dem Hausflur stehen. Vielleicht wurden an dieser Kasse die Judassilberlings ausbezahlt, die ich selbst noch durch eine ansehnliche Prämie vermehrte. Als wir wieder in dem Gefangenenthurm angelangt waren, hatte ich in Hamburg zuerst das Licht der Welt erblickt. Daß ein Stück, worin solche hamburger Rollen gespielt werden, eine tragische Entwickelung haben müsse, würde ich mit Händen haben greifen können, wenn ich nicht zu wenig Weltkenntniß und zu viel Vorliebe für meinen Reiseplan gehabt hätte. Ich entnahm zwar, als ich mit dem Sergeanten über die Straße ging, aus den Redensarten der vorübergehenden Leute, daß sie in der großen Stadt Amsterdam, wo so oft ein Nachbar den andern nicht kennt, sogleich aus meiner Begleitung meine Bestimmung errieten; auch hatte ich wohl so viel Menschenkenntniß, um unter der Heuchlerphysiognomie des Sergeanten den abgestimmtesten Seelenlieferanten zu erkennen. Allein meine für die interessante Reise zu sehr bestochene Phantasie sah alle solche Umstände für Kleinigkeiten an und sophistisirte leicht die Bedenklichkeiten hinweg, welche die Vernunft ihr entgegenstellte. Ich lachte sogar den Sergeanten und Kompagnie in's Fäustchen aus, indem ich Die, welche mich zu verkaufen glaubten, bloß als Mittel zu meinem Zwecke zu gebrauchen vermeinte. Jetzt, nachdem ich Alles überstanden, danke ich meiner Phantasie für ihre damalige Sophisterei, denn sie hat mir nicht bloß unschätzbare Erfahrungen verschafft, sondern mich auch in Stand gesetzt, sie anderen Unbesonnenen oder Unglücklichen zu ersparen. Du aber, du un-

ſchätzbarer Sergeant, wenn ich die Ausſicht hätte, dich jemals wiederzuſehen, ſo würde ich Malen lernen, um meinen Namen trotz Leonardo da Vinci durch ein Abendmahl zu verewigen, worin deine Alles erſetzende Phyſiognomie den zwölften Apoſtel zieren würde.

Als ich nach Harderwyk zurückkam, hatte man mich dort niemals geſehen, ſo wenig als die übrigen Hamburger, deren ich eine Menge dort antraf und die alle in Amſterdam waren umgetauft worden. Die falſchen Namen, die man ihnen gegeben, ſprachen meiſtens noch Hohn über die Unglücklichen aus, man hatte ſich einen Spaß daraus gemacht, ſie ins Verderben zu bringen. Daß das holländiſche Gouvernement jene Schurkereien billige, läßt ſich nicht glauben, auch kann ich nicht behaupten, daß daſſelbe Kenntniß davon habe und, ſie zur Erhaltung ſeiner menſchenhungrigen Kolonieen für nöthig haltend, ein Auge dabei zudrücke. Eben ſo wenig weiß ich, ob jene Mittel noch jetzt angewandt werden, doch iſt dieß wohl nicht zu bezweifeln. Jedenfalls dürfen ſelbſt perſönliche Rückſichten nicht zurückhalten, ſolche Schelmenſtücke der öffentlichen Meinung preiszugeben, damit ſowohl die Behörden Veranlaſſung nehmen, darüber zu wachen, als diellnwiſſenden, ſich davor in Acht zu nehmen.

In Harderwyk wurde ich als Rekrute eingeſchrieben mit der Bedingung und dem Verſprechen, daß ich, nachdem ich das Exerciren gelernt, als Sergeant nach Batavia abreiſen ſolle. Neben dieſer Zuſicherung erhielt ich und mein Freund von dem Obriſten die ſeltene Erlaubniß, außerhalb der Kaſerne auf einer gemietheten Stube wohnen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß brachte uns nicht bloß eine große Erleichterung, weil wir dadurch der in

der Kaserne einquartierten rohen, wahrhaft-galeerenartigen Gesellschaft und Kameradschaft entgingen, sondern sie war auch ein Beweis von Zutrauen, indem sie uns außer die Kontrole der vielfachen Wachen stellte, wodurch die übrige Mannschft vom Desertiren abgehalten wurde. Eine Vorsichtsmaßregel, die sich auf Alle ohne Unterschied erstreckte, war die, daß kein Soldat vor die Stadt gehen durfte ohne besondere Erlaubnißkarte. Damit Niemand so leicht im Stande sei, dieses Gebot verkleidet zu übertreten, mußte Jeder, wenn er militairisch eingekleidet wurde, die mitgebrachte Civilkleidung abgeben. Später wurde diese verkauft und der Erlös dem Eigenthümer eingehändigt, der übrigens nicht bei dem Verkauf zugegen sein durfte, wenigstens nicht davon in Kenntniß gesetzt wurde. Meinem Freund und mir konnte es keineswegs angenehm sein, unsere Kleider in Gesellschaft so mancher vom Galgen gefallener Hosen und Röcke verkaufen zu sehen. Besorgter für unsere Kleider als für uns selbst wollten wir diesen ersparen, was mit unserer Person bereits geschehen war. An dem Tage, wo wir eingekleidet werden sollten, zogen wir daher ein schlechtes Negligee an, das es sich ohnehin nicht der Mühe verlohnt hätte nach Indien mitzunehmen. Unglücklicher Weise begegnete uns auf dem Wege nach dem Kleidermagazin der Adjutant des Obristen, ein barscher, hetzhündischer Mensch mit sehr rothem Gesichte. Sobald er unsern veränderten Anzug gewahrte, befahl er, ohne irgend einen Grund weiter anzugeben, dem uns begleitenden Korporal, uns sofort in Arrest zu bringen. Da wir uns die Ursache dieser Bewillkommnung nicht sogleich denken konnten, wollten wir ihn darum befragen,

allein hierzu ließ er uns nicht Zeit und war verſchwunden, ehe wir uns von unſerm Erſtaunen erholt hatten. Wahrſcheinlich hatten dem Schelm unſere hübſchen Röcke gefallen und er wollte die Gelegenheit benutzen, ſich für wenig Geld eine Civilkleidung anzuſchaffen. Nachdem wir unſere beſten Kleider wieder angezogen, war von keinem Arreſt mehr die Rede. Für meinen ganzen Anzug erhielt ich 18 Gulden. Dieß war übrigens ein unerhörter Preis, denn es gab in Harderwyk Kleider zu verkaufen, worin jeder Bettler Fortüne gemacht hätte. Als die Kaufpreiſe ſpäter ausgetheilt wurden, rief man die Intereſſenten auf den Kaſernenplatz zuſammen und las die Liſte ab. Zwei bis zehn Stüber war der gewöhnliche Preis. Beim dritten oder vierten Mann hieß es immer: „voll Ungeziefer auf den Miſt geworfen.“ Dann wieder: „die Hoſe weggeworfen, für den Rock zwei Stüber.“ Für dieſe zwei Stüber tranken dann die Bedauernswerthen auf den Abſchied von Europa, wovon ſie ſo wenig wiederſehen ſollten, als von ihren Röcken und Hoſen.

Ihr Fielding's, Lichtenberg's, Hogarth's, Lavater's, Gall's und wie ihr Menſchenkenner und Beobachter noch ſonſt heißen mögt, welche unſchätzbare Bereicherung wäre der Literatur und Kunſt geworden, wenn das Schickſal euch auf einige Zeit nach Harderwyk geführt hätte! Was hättet ihr für Beobachtungen machen, was für Menſchenkenntniß und Menſchenſchickſale ſammeln können, wenn ihr euch an jene Kloakenmündung von Europa geſtellt, durch die ſich der Abfall und Kehricht von allen Enden unſeres Kontinents hindurchdrängt, um über die See nach Batavia zu ſchwimmen und den javaniſchen Boden zu düngen! Neben euch ſollte ſich aber zugleich ein reicher

Howard stellen, um mit rettender Hand die nicht zum Kehricht gehörenden Unglücklichen aufzugreifen, die, durch widrige Zufälle oder durch Unbesonnenheit in jenen Kothstrom hineingerissen, wahrlich nicht verdienen, für ihre auf Ostindien gebaute Hoffnung verzweifelnd in einem javanischen Lazareth oder unter der Knute eines branntweinduftenden holländischen Militairtyrannen zu büßen. Als Beispiele solcher Unglücklichen will ich bei dieser Gelegenheit nur zwei anführen. In der harderwykschen Kirche fand ich auf ein Blatt eines alten Kirchengesangbuchs mit Bleistift folgende Worte geschrieben: Toi, qui a été jamais malheureux, souviens toi, qu' il viendra peut-être un jour, qui t' écrasera. Tu ne verras plus ta patrie, tes amis sont morts pour toi, tu es tout seul et souvent tout abandonné dans ce monde là, ta mourras de chagrin. Auf der Kehrseite des Blattes standen, als habe der Schreiber dieser Zeilen sich von seinen traurigen Betrachtungen und Ahnungen wieder erholt und ermuthigt, auf Griechisch die Worte: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Ich habe das Blatt herausgerissen und bewahre es als Andenken an einen unbekannten interessanten Unglücklichen, der gewiß verdient hätte, seinen Retter zu finden. Er hat ihn wahrscheinlich nicht gefunden und wird verschwunden sein unter den vielen Tausenden, die auf der Insel Java nichts erwartet, als getäuschte Hoffnungen und ein unbezeichnetes Grab, worauf sich der fühllose Egoismus herumtreibt, der es zubereitet. Ich glaube von jenem Unglücklichen in Batavia eine Spur wiedergefunden zu haben. Es wurden mir nämlich dort am Tage vor dem Antritt meiner Rückreise nach Europa in einem Kleidermagazine von dem Korporal, der darin

die Aufsicht führte, einige schön emaillirte, mit Gold eingefaßte Knöpfe gezeigt und dieselben als Nachlaß eines französischen Grafen bezeichnet, der sie früher auf seinem Rock getragen, später aber unglücklich geworden, als gemeiner Soldat nach Batavia gekommen und als solcher dort vor einem halben Jahre im Lazareth gestorben sei. Der Graf hatte, wie man mir erzählte, viele Reisen gemacht und war als Schriftsteller, namentlich durch die Beschreibung seiner Reisen, sehr bekannt. Seinen Namen konnte man mir nicht mehr nennen und ich hatte nicht Zeit mehr, mich näher darnach zu erkundigen. Der Korporal, ein nicht ungebildeter Teutscher, gab mir aber ein aus kleinen aufgelesenen Papierstücken zusammengeheftetes Manuscript und versicherte, daß der Graf eine Menge dergleichen, namentlich Gedichte, hinterlassen habe, die aber sämmtlich verloren gegangen seien. Was mir das Heftchen am meisten interessant machte, war die Aehnlichkeit, die ich zwischen der Handschrift in demselben und zwischen der auf jenem Blatt zu finden glaubte, welches ich aus dem Gesangbuch in Harderwyk herausgerissen. Den Inhalt bilden meistens Excerpte schöngeistiger Art aus der Geschichte und aus Autoren, die wahrscheinlich als adminicula memoriae gelegentlich beim Schriftstellern dienen sollten. Außerdem befinden sich auch eigene Aphorismen und Sätze darin, unter diesen jedoch nur zwei, die auf den Charakter und die frühere Stellung des Verfassers schließen lassen. Der eine lautet so: „ich habe eine zu lebhafte Empfindlichkeit für den Schmerz, sowohl physischen, als moralischen und ein einziger Dorn verursacht mir mehr Pein, als mir der Geruch von hundert Rosen Vergnügen macht.“ Hierbei muß man an die Rosen denken, die ihm

in Batavia geblüht haben. Der andere Satz heißt: „ich habe an mir selbst die Wahrheit erprobt, daß sich die öffentliche Beachtung nur erlangen läßt auf Kosten des häuslichen Glücks.“ Ich muß bedauern, nicht genug Kenntniß der französischen Literatur und Literatoren zu besitzen, um den Namen des interessanten Grafen errathen zu können, der, vielleicht von vielen Freunden und Angehörigen vermißt, in einem fernen Erdwinkel unter fremden und herzlosen Menschen ein so trostloses Ende gefunden. Einen andern interessanten Unglücklichen, einen Herrn von M—l, lernte ich persönlich kennen. Er besuchte mich in Harderwyk auf meiner Stube, weil er gehört hatte, daß ich teutscher Student gewesen. Seiner Haltung und seinen Zügen sah man gleich an, daß er nicht geschaffen war, das Wamms zu tragen, welches ihn bekleidete. Er war aus einer sehr angesehenen Familie Sachsens, hatte in Leipzig die Rechte studiert, sein Examen schon gemacht und war als Referendar einer Anstellung gewärtig, als er zufällig unter Spieler gerieth und neben dem Verlust seiner disponibeln Habe in kurzer Zeit so in Schulden versank, daß er zur Rettung seiner Ehre und vielleicht seiner Person kein Mittel mehr übrig sah, als auf gut Glück landesflüchtig zu werden. Er kam an die Elbe und faßte in der Verzweiflung den Entschluß, sich hineinzustürzen. Weil er nach seinem Tode wo möglich nicht wieder erkannt sein wollte, hatte er seinen Siegelring schon vom Finger gezogen und vergraben. Allein eine wiedererwachende Hoffnung und die Scheu vor einem Schritt, den Keiner zurückthun kann, bewogen ihn, den beschlossenen Selbstmord wenigstens aufzuschieben. Zu Fuß langte er endlich in Hamburg

an und beim Suchen eines Weges nach einem fremden Welttheil gerieth er holländiſchen Werbern in die Hände, die den Unerfahrenen unter Verheißung alles möglichen Glücks für den holländiſchen Dienſt anwarben und nach Harderwyk beförderten. Hier nun ſaß er in der Kleidung, die eher einem Baugefangenen anzugehören, als eine Militairuniform zu ſein ſchien, als gemeiner Soldat neben mir und zog bei der Schilderung ſeiner Lage einen zinnernen Löffel aus der Hoſentaſche, den er da aufbewahren mußte, weil ſelbſt dieß Geräth unter ſeiner Kameradſchaft in der Kaſerne nicht ſicher war. Mit dieſem Löffel aß er aus der hölzernen Schüſſel, an die er binnen wenig Wochen aus den erſten Geſellſchaften Dresdens verſetzt worden war, ſeine Sklavenkoſt mit den Kameraden, unter denen jedesmal um das Stück Fleiſch geloos't werden mußte, das man ihnen in die Suppe gegeben. Er hatte ſeiner Familie, die er aus Schonung nicht mehr an ſeinem Schickſal betheiligen zu wollen ſchien, nichts von ſeiner Lage mitgetheilt und war auch trotz allem Zureden nicht zu bewegen, dieß verkehrte Mittel aufzugeben. Als er von den Seinigen ſprach, liefen ihm die Thränen über die Wangen und er ſchalt ſich eine Memme, daß er noch weinen könne. Sein offener, edler Charakter und ſein geſittetes Weſen haben ihm auf der Inſel Java ſchwerlich das Loos verſchafft, das er verdiente. Er wurde ein Paar Wochen vor mir eingeſchifft und in Batavia ſah ich ihn nur flüchtig wieder, indem er von dort gleich nach meiner Ankunft mit einem Detachement in das Innere der Inſel geſchickt wurde. Sollte er das Glück gehabt haben, ebenfalls nach Europa zurückzukehren und ſollten ihm dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, ſo ſei er hiermit gebeten, meiner

Theilnahme an ſeinem Schickſal eine fernere Mittheilung deſſelben nicht vorzuenthalten.

Das Exercitium, das ich in Haderwyk lernte, nahm unter Schimpfen und Fluchen einen guten Fortgang. Anfangs hatte ich viel vom holländiſchen Sprachgebrauch zu leiden, ſo ſagte mir unter Anderm ein Unterofficier, der mich für einen ſchon Einexercirten angeſehen und über meine Neulingsunbeholfenheit aufgebracht wurde, daß ich ſo dumm wie lang ſei ꝛc. Solche Stürme legten ſich indeß bald, nachdem der Unterofficier in Erfahrung gebracht, daß für mein Geld ebenſo gut Branntwein zu kaufen war, als für das ſeinige. Nach vierzehn Tagen avancirte ich zum Korporal und erhielt einen gelben Streifen auf den Arm. Man griff jetzt ſchon vor mir an die Mütze — welcher Vorſchritt in meinem Reiſeplan! Wenn ich in Sturm und Regen an der Süderſee auf Poſten ſtand — in Haderwyk das Amt der Korporäle — und meine Zukunft neben meine Vergangenheit ſtellte, wurde es mir allerdings bisweilen übel zu Muthe. Das Leben in Haderwyk, wo Alles auf Betrug und die gröbſte Unſittlichkeit hinauszulaufen ſcheint und welches man in Holland ſelbſt ein zweites Gomorrha nennt, trug auch das ſeinige bei, üble Stimmungen, die meine ungewöhnte Lage mit ſich bringen mußte, zu vermehren. Allein das Alles war nicht im Stande, mich bei meinem Unternehmen irre zu machen und als nach vier Wochen endlich der Tag der Abreiſe herannahte, waren alle Nebel von der ſchon herüberſcheinenden oſtindiſchen Sonne bald zerſtreut. Ich erhielt einen vergoldeten Unterofficiersſtreifen auf den Arm und wurde dem reiſefertigen Detachement als Fourier zugetheilt.

Am 30. Oktober gegen Abend reis'ten wir ab. Die Soldaten, meistens Teutsche, zogen unter dem Singen des Liedes: „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet ꝛc.“ — aus der Stadt. Trotz allem guten Muth konnte ich dabei nicht umhin, unwillkürlich an die Worte „Toi, qui a été jamais malheureux etc.“ zurückzudenken. Wir wurden, 130 Mann stark, in zwei kleine Schiffe verladen, die uns nach Amsterdam bringen sollten. Es wehte ein scharfer Wind, der die Wellen der grauen Süderſee brausend vor sich hertrieb und uns bald in die Ferne brachte. Das holländische Gomorrha, von einem fliegenden Nebel eingehüllt, lag hinter uns in ruinenartigen Umrissen und versetzte das Gemüth in eine unangenehme Stimmung. Die wachsenden Wellen leisteten den Dienst, uns daraus aufzurütteln. Am andern Morgen nach einer schlaflos zugebrachten Nacht sahen wir Amsterdam vor uns, langten aber erst Nachmittags dort an, weil uns durch forcirtes Segeln bei dem heftigen Winde der Mast abbrach. Ueberdieß wären wir durch Unvorsichtigkeit des halb betrunkenen Steuermannes beim Laviren beinah von einer Brigg übersegelt worden, die nicht zwei Schritte weit an uns vorbeibrauſ'te. In Amsterdam wurden wir in ein anderes Schiff übergeladen und kamen durch die Amstel und andere kleine Flüßchen nach einer elftägigen Fahrt bei unserm Ostindienfahrer an, der zwischen Dortrecht und Helvoutsluis auf dem sogenannten Klönder lag. Das Schiff war nicht groß, nur etwa 100 Fuß lang, ganz neu und sollte seine erste Reise machen. Der Raum, der uns zum Aufenthalt angewiesen wurde, war dunkel, sehr niedrig und für 130 Mann zu beschränkt. Die Hängematten hingen dicht neben einander, ein Umstand, der bei eintre-

tender Hitze unerträgliche Folgen haben mußte. Die Unterofficiers erhielten eine besondere Ecke im Schiffsraum, die jedoch von dem Aufenthaltsorte der Soldaten nicht abgetrennt war. Mir als Fourier war die Beaufsichtigung und Vertheilung der Lebensmittel zugewiesen, insofern ein angenehmes Geschäft, als ich dadurch von der Beaufsichtigung der Soldaten entbunden war und keine Wachen zu thun brauchte. Auch gelangte ich bei der Mannschaft zu einer gewissen Beliebtheit dadurch, daß ich bestimmt war, ihr auf der langweiligen Fahrt behülflich zu sein zu ihrem besten Zeitvertreib, nämlich zum Essen und Trinken.

An meinen Freund.

Sieh nicht den Kirchhof, trautester Ferdinand,*)
So traurig an, als ließest du einen Freund
An ihm zurück. Bist du entschlossen,
Weiter zu gehn, so vergiß den Kirchhof.

Ist's denn nicht gleich, wohin du dein Haupt gelegt,
Wenn ewig sich dein Herz und dein Auge schloß?
Was ihm der Tod bringt, kümm're Keinen,
Sei ihm das Leben die einz'ge Sorge.

*) Name meines Freundes und Reisegefährten. Er wurde vor der Abreise durch allerlei traurige Ahnungen beunruhigt, die, wie sich später zeigen wird, sich nur zu sehr bestätigten.

Mag dein Gebein des ſtürmenden Ozeans
Raſtloſe Salzflut waſchend im Sande dreh'n,
Es mag in Aſiens grauſer Wüſte
Sengende Glut dein Gerippe dörren!

Ob hier dein Leib, ob dort er begraben wird,
Soll das des Geiſtes lenkender Kompaß ſein?
Was du hier ſtrebeſt, was du baueſt,
Iſt es denn bloß, um ein Grab zu bauen?

Die Kraft iſt friſch und jung iſt das Leben noch,
Der ſchlaffen Ruh' alltägliches Lager dampft;
Du ſollſt das Buch des Lebens leſen,
Nicht ſei der Titel des Forſchens Ende.

Schwächlingen laß den Stuhl und das Kanapee,
Der Kräft'ge muß ſich rühren und muthig ſein.
Was Sitzkathederweisheit iſt, das
Saheſt du ja an den Profeſſoren.

Des Lebens Schule iſt nur das Leben ſelbſt
Und aller Wahrheit Lehrerin die Natur:
Sie öffnet ihre große Aula,
Wenn ſie die kleine gelehrte ſchließet.

Weit in der Welt unendliches Nebelmeer
Drang mancher kühne, ſpähende Forſcherblick
Und Millionen Sonneninſeln
Liegen wie Lettern des Buches vor ihm;

Doch, den ein Glas hin über die Sonnen trägt,
Ihn trug ſein Fuß noch kaum aus dem engen Kreis,
Wo er der Mutter Milch geſogen,
Wo er als Knabe den Kreiſel peitſchte.

Die Sonnen maß er, maß die Unendlichkeit,
Der Erde Sandkorn kennt er dem Namen nach
Und wählt genügsam ſich dieſelbe
Scholl', ihn zu tragen und zu bedecken.

Drum ohne Zagen, trauteſter Ferdinand
Und laß den Kirchhof bei der Gelehrſamkeit!
Auch auf der andern Hemiſpäre
Setzt uns der Nachen des Charon über.

2.

Ein Seesturm.

Am 13. November gingen wir unter Segel und nahmen Abschied von Europa. Den andern Morgen erblickten wir schon die Kreideberge von England und die Küste von Frankreich. Den Kanal ließen wir glücklich hinter uns und steuerten mit günstigem Wind in die offene See. Die Lootsenboote und Küstenschiffe verloren sich allmälig um uns herum und das Meer trug uns allein auf seinem unermeßlichen Rücken davon. Wenn wir als Knaben zum ersten Mal von unsern ländlichen Mistpfützen, Pferdeschwemmen und Bächen an die Ufer eines großen Stromes versetzt werden, dann verlieren wir uns in Staunen und stummer Betrachtung bei der dem kindlichen Blick unermeßlichen Wasserfläche und die Phantasie erfüllt ihre Tiefe mit tausend Wundern. In dieselbe, ich mögte sagen, heilige Stimmung versetzt die See das Gemüth des Erwachsenen, wenn er zum ersten Mal über ihre graussige Tiefe dahinschwebt, er wird wieder zum Kinde vor dieser unergründlichen, geheimnißvollen Wasserunendlichkeit. Wie er sich aber klein und überwältigt fühlt bei dem großartigen Schauspiel, so erhebt es ihn wieder zu kühner Vorstellung, wenn er seinen Kiel mit überlegener Leichtigkeit über die gefahrvolle Bahn dahinbrausen hört,

wenn er die Straßen durchschneidet, die einen Kolumbus, einen Anson, einen Kook getragen, wenn er mit aufgeblähten Segeln über die Grade und Meere dahinfliegt, die er als Knabe zählend mit dem Finger oder Bleistift überstrichen hat. Doch die See, unwillig über die ungestörte Betrachtung ihrer Größe, will ihre neuen Beschiffer auf die Probe stellen, sie will sich in ihren Schrecken zeigen und die voreilige Kühnheit zur Demuth zurückbringen. Es wird Abend, der Himmel verhüllt sich in Wolken, die dunkeln Wellen kräuseln sich, die Segel fliegen hinauf, es wird Sturm. Wer da sagt, daß ihm beim ersten Seesturm, den er erlebt, das Herz nicht geklopft, der prahlt gewiß noch mehr, als Der, welcher furchtlos in die erste Schlacht gegangen sein will. Mir deucht, eine Schlacht, wenn auch an sich bei Weitem gefährlicher, kann nicht so schreckenerregend sein, als ein Seesturm. Jene stellt nur einen Kampf gegen gleichgestellte schwache Menschen, dieser einen Kampf gegen das mächtigste aller Elemente dar. Bei einer Schlacht hat auch der Besiegte noch Aussicht auf künftigen Sieg oder wenigstens auf Rettung des Lebens, allein die See, wen sie besiegt, den besiegt sie meistens gänzlich und sie kennt, wie die Bewohner ihrer wilden Inseln, weder Pardon noch Kriegsgefangene. Im Sturm einer Schlacht herrscht zusammenwirkende Thätigkeit, wodurch der Eine den Andern beseelt und fortreißt; in einem Seesturm herrscht zusammenleidende Ohnmacht, wodurch der Eine den Andern entmuthigt und lähmt. Dort gibt es erhebende Offensive, hier nur niederschlagende Defensive und wenn dort das point d'honneur die Gefahr verachten lehrt, so hilft hier das point d'horreur sie vergrößern.

Ein Vorgeschmack der Beängstigungen einer Seefahrt war uns gleich in den ersten Tagen zugedacht. Am 16. fiel uns ein heftiger Wind so plötzlich in die Segel, daß man nicht Zeit hatte, sie schnell genug einzuziehen und das Schiff Gefahr lief, umzuschlagen. Einige wollten gesehen haben, daß die Rahen in's Wasser tauchten. Es war eine bestürzende Ueberraschung, die Alles ohne Unterschied aus der Fassung brachte. Ich sah auf der Brust des Kapitains unseres Detachements das croix d'honneur hüpfen von dem Klopfen des alten Soldatenherzens, das darunterhing und das in der Schlacht vielleicht nicht so unruhig gewesen wäre. Selbst der Schiffskapitain, ein sehr tüchtiger und erfahrener Seemann, veränderte sein zuverlässiges Gesicht und entschuldigte dadurch die Angst der neuen Seefahrer, so wie er sie dadurch vergrößerte. Am 17. legte sich der heftige Wind, jedoch nur, um sich zu neuen Anstrengungen zu erholen. In der Nacht vom 18. auf den 19., als wir uns ungefähr auf der Höhe von Lissabon befanden, verwandelte er sich in einen Sturm. Von den 300 Augen, die auf dem Schiff waren, schloß sich die ganze Nacht kein einziges zu. Ein Schauspiel neuer und schrecklicher Art hielt unsere Seele und Sinne beschäftigt auf eine in der Erinnerung angenehme, aber in der Wirklichkeit entsetzende Weise. Die See hatte sich in Tausende von brausenden Wasserbergen verwandelt, die sich wie mit absichtlicher Gewalt über das dröhnende Schiff hinstürzten und es bisweilen der Maaßen auf die Seite warfen, daß das Verdeck beinahe senkrecht in's Wasser zu stehen kam. Die Hängematten schlugen gegen die Decke. Wohin man sich durchwand, war Tumult und Schrecken. Das Toben und Gebrause der Wellen, das

Sauſen und Schnauben des Windes durch die Taue und Stengen, untermiſcht von dem fiſchweiberartigen Geſchrei der Matroſen und dem brandgeſchreiähnlichen Kommandiren der Schiffsofficiere, der feurige Schaum, der kochend um das Schiff herumwogte, das Krachen und Aechzen des neuen Holzwerks an den Schiffswänden, das Schlagen und Flattern der losgeriſſenen Segel von der Höhe des Maſtes herab — dieß Alles zuſammen, durch die Dunkelheit der Nacht noch beängſtigender gemacht, bildete eine Scene, die einen Napoleon hätte frappiren müſſen, wie viel mehr einen holländiſchen Sergeanten. Dabei flog Alles, was nicht feſtgebunden war, in der wildeſten Verwirrung und mit donnerndem Getöſe durcheinander. Die Todesangſt zeigte bei unſerer nobeln Reiſegeſellſchaft ihre ganze Gewalt. Selbſt die wüſteſte Roheit verſchwand unter den bleichen Geſichtern. Die Wölfe wurden zu zahmen Lämmern und die Bären zu anſchmiegenden Schooßhündchen. Die ſonſt ſo geläufigen Verwünſchungen und Flüche verwandelten ſich in fromme Ermahnungen und kindiſche Ausdrücke des Entſetzens. Ruhig blieb faſt Niemand, als die Seekranken, die in dumpfer Gleichgültigkeit Alles über ſich ergehen und ſich in ihren Hängematten in den ſüßen Schlaf der Vergeſſenheit aller irdiſchen Dinge einwiegen ließen.

Bei dieſer, wie bei ſpätern Gelegenheiten fiel mir auf, wie verſchieden ſich bei verſchiedenen Menſchen die Angſt kundgab. Einige betranken ſich in aller Eile und legten ſich dann in die Hängematten, Andere verkrochen ſich, um nur nichts von Dem zu ſehen, was auf dem Verdeck vorging, Andere dagegen drängten ſich vor Angſt auf das Verdeck hinauf, als hätten ſie ſich bereit halten

wollen, um im Fall eines Untergangs irgend einen ſchwimmenden Gegenſtand zu ergreifen. Sie ließen ſich weder durch See-, noch durch Regenwaſſer in den Schiffsraum zurücktreiben. Noch andere halfen mit aller Anſtrengung den Matroſen an den Tauen ziehen, um die Ausführung der unglückverhütenden Maaßregeln zu beſchleunigen. Am beſten von allen Paſſagieren nahm ſich der Premierlieutenant unſeres Detachements aus, der eine in dem Gemälde unerſetzliche Staffage bildete. Dieſe winzige, verſoffene Figur von 4½ Fuß Höhe, mit dickem, halbkahlem Kopf, vorſtehenden, ſtets halb geſchloſſenen Augen und einem gewaltig langen Schnurrbart hatte die frappanteſte Aehnlichkeit mit einem Seehund. Auch ſchien die See ſein Element zu ſein: ihn genirte nichts, als das Schwanken des Schiffs, wodurch er ſtets genöthigt war, ſich feſtzuklammern. Wenn Alles unruhig wurde, blieb dieſer Ritter sans peur et sans courage, wie man ihn hätte nennen können, ſtets gleichgültig und ſah mit ſeinen ſchnappsſchläfrigen Augen in den Tumult hinein, wie in einen Tanzſaal. Einen anderen, ſehr komiſchen Anblick gewährten die Seekranken. Bisweilen ſah man ein Paar Dutzend zugleich ihre Köpfe über Bord ſtrecken und in den lächerlichſten Attitüden ſich würgend gegen die See expektoriren, die ihnen ſo viel zu ſchaffen machte. Einer derſelben wurde nach dem Sturm für todt aus einer ſchmutzigen Ecke im Schiffsraum hervorgezogen, er kam aber wieder zu ſich.

Der Sturm hatte ganz plötzlich nachgelaſſen und es trat eine völlige Windſtille ein. Ein ſolcher Zuſtand iſt für die Schiffe einer der gefährlichſten, weil die zurückbleibende Wallung jetzt das Schiff ganz in ihrer Gewalt hat und es ſolcher Geſtalt herumwirft, daß nicht ſelten

die Masten über Bord fliegen oder durch das heftige Arbeiten ein Leck entsteht. So lange dagegen der Sturm weht, schwankt das Schiff nur heftig nach der Seite hin, wohin der Wind geht, während nach der andern Seite hin die unten an den Masten befindlichen Sturmsegel so viel Widerstand finden, daß das Schiff eher nach der einen Seite weggleitet, als gegen den Wind hin sich auf die andere legt. Weil Unkundige sich von dem Segeln eines Schiffs bei Sturmwetter gemeinlich keinen Begriff machen können, folge hier eine kurze Andeutung über Dasjenige, was ich in dieser Beziehung habe beobachten können. Man segelt entweder vor dem Wind, wenn er von hinten in die Segel weht, oder mit halbem Wind, wenn er mehr von der Seite, oder bei dem Wind, wenn er mehr von vorn weht. Entsteht beim Segeln vor dem Wind ein Sturm, so läßt man einstweilen im Verhältniß zur Stärke desselben einige Segel aufgezogen und man kann denken, mit welcher Begelschnelle alsdann das Schiff durch das Wasser brauf't. In kurzer Zeit aber werden die Wellen so hoch, daß sie entweder, wenn sie dicht hinter dem Schiff aufsteigen, sich von dort her über dasselbe hinstürzen, oder daß, wenn sie sich vor demselben erheben, es nicht Zeit hat, sie zu übersteigen, sondern durch die reißende Schnelligkeit in Gefahr kommt, in den Wasserberg hineinzusegeln, oder, wenn es ihn an der Seite durchschneidet, in der schnellen Schwankung umzustürzen. Um nun diesen Gefahren auszuweichen, muß bei Zeiten beigelegt werden. Das Nämliche wird nöthig, wenn im Segeln bei dem Wind, oder mit halbem Wind die Wellen zu groß und heftig werden, um ihre Stöße am Bug oder an der Seiten-

wand des Schiffes aushalten zu können. Das Beilegen geschieht, indem man die gewöhnlichen Fahrsegel aufzieht, anstatt ihrer die Sturmsegel herabläßt und das Schiff so viel wie möglich in den Wind dreht, so daß die schräg gespannten Sturmsegel nicht mehr Wind fassen, als nöthig ist, das Schiff um ein Weniges voranzutreiben, damit man es mit dem Steuer in der Gewalt behält. Indem aber das Schiff durch den schräg einfallenden Wind vielleicht eben so viel nach der Seite als nach vorn fortgleitet, weicht es den Wellen aus, oder lähmt ihre Kraft. Das ist das einzige Vertheidigungsmittel, welches sich auf offener See gegen den Sturm anwenden läßt. Dabei arbeitet das Schiff aber immer noch heftig genug und hält der Sturm lang an, so daß die Wellen immer höher werden, oder ist er gar so heftig, daß selbst keine Sturmsegel mehr halten, dann bleibt nichts übrig, als der Stärke des Schiffes oder dem Glück zu vertrauen. Man pflegt dann die oberen Theile der Masten herabzunehmen, damit diese weniger Schwung haben, und alle Oeffnungen auf dem Verdeck zu verschließen, so daß die Wellen bloß darüber wegspülen, aber nicht eindringen können.

Bei dieser Gelegenheit, wo von der Einrichtung und dem Verhalten eines Seeschiffs die Rede ist, mögen die Seeromanschreiber auf eine Gewohnheit aufmerksam gemacht werden, deren Erwähnung ihnen bei ihren sorgfältigen Beschreibungen aller Einzelnheiten den Anstrich der genauesten Beobachtung geben müßte. Die Schiffstaue nämlich werden alle, so weit sie nicht in Gebrauch sind, auf dem Verdeck gleich einer Bratwurst in Kreisen zusammengelegt und zwar von der linken nach der rechten Seite herum, also für uns dem Lauf der Sonne nach. Bloß

ein einziges unter jenen mehr als hundert Tauen pflegt man von der rechten nach der linken herumzulegen. Dieſes Tau iſt dasjenige, woran die ſogenannten Baken (bocien) befeſtigt werden, die über dem ausgeworfenen Anker auf dem Waſſer ſchwimmen, damit man dieſen, wenn das Ankertau brechen ſollte, wieder auffinden kann. Jenes vor allen anderen ausgezeichnete Tau nennen die Holländer Boeireep (ſprich: Buireep). Es könnte nun in einem Seeroman gelegentlich etwa alſo heißen:

Es war ein ſchöner Sonntagsmorgen. Der Himmel ſpiegelte mit Wohlgefallen ſein reingewaſchenes Geſicht in dem blauen Spiegel der See, auf dem das Schiff wie eine Fliege daherkroch, und ſein großes Sonnenauge glänzte aus dem Spiegel beinah noch feuriger heraus, als es hineinſtrahlte. Kein trübes Wölkchen verdüſterte die klare Himmelsmiene, um die nur einzelne Locken herumwehten, weiß wie die Segel des Schiffs und wie der Schaum, womit die See deſſen kupferbeſchlagenes Kinn einrieb, gleich dem rothbewachſenen Kinn des Unterſteuermanns, der, an den Fockmaſt gelehnt, im Schatten der Segel ſich raſirte. Neben ihm ſtand, bereits ſonntäglich aufgeputzt, der Bootsmann und hielt, in ausruhendes Nachdenken verloren, den Blick auf die zuſammengerollten Taue geheftet, die vor ihm auf dem Verdeck lagen, oder neben ihm an der Verſchanzung hingen. Sie erinnerten ihn lebhaft an ſeine lang entbehrte Lieblingskoſt, an Bratwürſte, und an ihren dem Lauf der Sonne nach gelegten Ringen ſchien er zu zählen, wie oft die Sonne ihren täglichen Lauf noch zu vollenden habe, bis er bei „Mutter Scheppop" zu Amſterdam und ihrer dickbackigen Tochter ſich wieder an ſeinem Lieblingsgericht

ergötzen könnte. Schon glaubte er im heimathlichen Hafen den Anker fallen zu hören, indem sein Blick auf die Buireep fiel und ihre gegen den Lauf der Sonne gelegten Ringe mahnten ihn in seiner freudigen Vorstellung nicht daran, daß er nach wenig Wochen schon wieder die Anker lichten und die Rückfahrt nach dem glühenden Süden antreten sollte. Ha! rief er unwillkürlich aus ꝛc. ꝛc.

3.

Weitere Reise bis Batavia.

Nachdem wir durch einen Sturm als Seefahrer eingeweiht waren und unsere erste Neugier gestillt hatten, fingen wir schon an, einen Begriff von der Langeweile zu bekommen, welche ohne ganz besondere Gegenmittel eine nicht zu entfernende Begleiterin des gewöhnlichen Seelebens ist. Man fühlt sich sehr bald eingeschlossen in das hölzerne Gefängniß, man sieht nichts, als Wasser und Luft, man ist außer Stande, sich körperliche Bewegung zu machen, die Befriedigung der unschuldigsten Bedürfnisse des Herzens wie des Geistes ist versagt, man führt ein halbes Kerkerleben. In unserer Lage machten sich diese Uebelstände doppelt bemerkbar, da wir bei unserer untergeordneten Stellung keine Ansprüche machen konnten und da auf der andern Seite unsere Reisegesellschaft keine Unterhaltung zu gewähren im Stande war, sondern nur beitrug, das Leben recht unerträglich zu machen. Man kann sich denken, welchen Reiz eine Gesellschaft gewähren konnte, die aus Vagabunden, Deserteurs*), entlaufenenen Dieben, Falschmünzern, vielleicht Mördern, oder auch aus einzelnen schuldlosen Unglücklichen bestand, die man aber nicht kannte

*) Einer der Soldaten rühmte sich, 39 Mal desertirt zu sein und zwar meistens mit dem Pferde.

und die nicht Bildung genug hatten, ihre Bekanntſchaft wünſchenswerth zu machen. Die Officiere zeigten ebenfalls keine Bildung, ſie ſchrieen bei jeder Gelegenheit Hurrah und tranken mehr Branntwein, als wir Waſſer. Der Kapitain des Detachements war ein eigenſinniger, mürriſcher, fühlloſer Franzoſe, der zwar das Ehrenkreuz trug, aber dadurch nichts von ſeiner Widerwärtigkeit verlor. Sein Hauptzeitvertreib beſtand darin, mit einem Stock in die Hühnerkäfige hineinzuſtechen und die armen Thiere zu beunruhigen. Seine Neigung zum Stechen hatte übrigens üble Folgen für ihn, er gerieth kurze Zeit nach unſerer Ankunft in Batavia mit einem kleinen Premierlieutenant, einem wackern Teutſchen, in ein Duell und wurde von ſeinem Gegner der Art durchbohrt, daß er todt auf dem Fleck blieb. Den Soldaten hatte man Damenſpiele, Schachſpiele und Taback mitgegeben, um ſie ſo gut wie möglich zu unterhalten und vielleicht vor rebelliſchen Gedanken zu bewahren, die indeß doch nicht ganz entfernt blieben, ſo daß die Eiſen mehrere Male in Gebrauch kamen. Außerdem ſuchten ſie aus eignen Mitteln ſich die Zeit zu vertreiben, es gab Spaßvögel unter ihnen, die Komödien aufführten u. ſ. w. Allein das Alles reichte nicht hin, eine regelmäßige Beſchäftigung zu erſetzen und den ganzen langen Tag auszufüllen. Die meiſte Zeit ſah man die Mannſchaft gähnend und ſchlafend umherliegen.

In der Vorausſetzung, daß die Reiſe an ſich immer Unterhaltung genug gewähren würde, hatte mein Freund und ich nur einige wenige Bücher mitgenommen, die wir ſehr bald beinah auswendig gelernt hatten. Zum Schreiben war man in der übeln Umgebung ſelten aufgelegt, es gab für uns nicht einmal einen paſſenden Platz dazu.

Auch war die nicht ganz zu verhütende Unreinlichkeit der rohen Bande so groß, daß Einem nicht selten eins von den Thierchen unter die Feder lief, die den Herodes sollen aufgefressen haben. Ein Hauptvergnügen gewährte uns das Schießen auf Vögel oder Fische, aber auch dieß Vergnügen war nur selten.

Unter solchen Umständen machte das Essen keinen geringen Theil unserer Unterhaltung und Beschäftigung aus, wenn wir auch keine Leckermäuler dabei wurden. Morgens gab es regelmäßig Grütze, Mittags (d. h. gegen 2—3 Uhr) abwechselnd Speck und Erbsensuppe, oder Speck mit Sauerkraut, oder Pökelfleisch mit Erbsen, oder Stockfisch mit Erbsen. Des Abends blieb Jedem überlassen, seinen aus Wasser und Kleien gebackenen Schiffszwieback zu kauen, an dem man gemeinlich einige Minuten seine Zähne versuchen mußte, um nur den ersten Anbruch zu machen. Als Zugabe zu dem Zwieback erhielt man Butter und bisweilen etwas Käse. An Getränken gab es täglich zweimal ein Gläschen Branntwein und zwei kleine Feldflaschen voll Wasser. Die ewige Wiederholung der genannten Speisen machte sie uns gänzlich zuwider, zumal, da sie auf nicht sehr delikate Art von einem alten, schmierigen Koch zubereitet waren. Eine Menge gieriger Blicke folgten jeden Mittag den Schüsseln, die aus der Küche von dem reinlichen Kajütenkoch nach der Officierstafel getragen wurden. Das Verlangen nach der gewöhnlichsten Landkost war so groß bei uns, daß wir gern eine einzige Kartoffel mit einem holländischen Stüber bezahlt hätten. Was das Getränk betrifft, so waren zwei Flaschen Wasser, das noch dazu bald stinkend und faul wurde, zu wenig für einen Menschen, der in der fürchterlichen

Hitze beinah ebenſo viel Schweiß vergoß. Die Soldaten verſuchten ſogar bisweilen, ihren Durſt durch Seewaſſer zu ſtillen, das ihnen indeß ſehr übel bekam.

Das erſte Land, welches wir wieder erblickten, waren einige der kanariſchen und ſpäter der kapverdiſchen Inſeln. Die Inſeln hatten ſämmtlich eine düſtere Phyſiognomie, gewährten aber doch dem Neuling einen beſondern Reiz, indem ſie der Phantaſie zu thun gaben, für welche die erhabene Oede und traurige Majeſtät eines Meeresfelſens oft mehr Intereſſe hat, als ein blühendes Eiland. Man ſah auf den genannten Inſeln nichts, als ſchroffe Felſenküſten, ausgebrannte Vulkane, einige zerſtreute Häuſer und ein Paar Kokospalmen. Den Pik von Teneriffa haben wir, da das Wetter etwas trüb war, nicht geſehen. Bei den kapverdiſchen Inſeln ſegelte in einiger Entfernung ein ſpaniſches Sklavenſchiff an uns vorüber, das eine Ladung von Unglücklichen nach Amerika zu bringen ſchien. Ich bedauerte, daß unſere 130 Soldatenköpfe, die gähnend auf dem Verdeck umherlagen, nicht auf den Sklavenhändler losgehetzt werden konnten und bedachte dabei nicht, daß unſer Schiff mit dem ſpaniſchen beinahe gleichen Namen hätte führen können. Die Linie paſſirten wir ohne die gewöhnlichen Poſſen, weil dieſelben bei der Menge von Soldaten wahrſcheinlich zu Uebertreibungen und Unfug Anlaß gegeben hätten. Bei einer der unter der Linie häufig eintretenden Windſtillen gelang es der Schiffsmannſchaft, einen Haifiſch zu fangen. Ein Unterofficier wünſchte ſich zu baden. Zur Vorſicht band ihm der Schiffskapitain ein Tau um den Leib, an welchem er ihn herumſchwimmen ließ. Kaum hatte er einige Schritte weit gerudert, als man von der entgegengeſetzten Seite rief, daß

ein Haifisch in der Nähe sei. Sogleich wurde der Unterofficier in aller Eile, wobei seine Rippen nicht geschont wurden, heraufgehißt. An das Tau wurde schnell eine große Angel mit einem Stück Speck gebunden und da in's Wasser geworfen, wo der Fisch sich gezeigt hatte. Man sah in einer großen Tiefe seine Flossen, die aus dem hellen blauen Wasser wie goldengrüne Blätter heraufschimmerten. Er hielt sich lange Zeit in seiner Tiefe und schien von dem Speck gar keine Notiz nehmen zu wollen. Allmälig kam er ein wenig höher herauf, so daß man schon etwas von seiner Gestalt sehen konnte, jedoch verrieth er noch immer keinen Appetit und schwamm ganz träg in einem Kreise unter dem Speck herum. Endlich aber gewann sein Heißhunger, den er bisher aus Vorsicht bekämpft zu haben schien, die Oberhand, er legte sich plötzlich unter den Speck auf den Rücken, verschlang ihn mit seinem unter dem Kopf befindlichen weiten Rachen und schoß damit in die Tiefe hinab. Als der Hai sich unter den Speck legte, dachte ich unwillkürlich an den Sergeanten, durch den ich mich in Amsterdam hatte verkaufen lassen, so wie mir das Unthier überhaupt als ein passendes Bild für jene schönflossigen, gefährlichen Judasseelen erschien, die sich unterthänig unter ihre Beute legen, um sie zu — verschlingen. Mögte es nur auch ihnen allen so ergehen, wie es ihrem Herrn Vetter bei unserm Schiff erging. Kaum mogte er sich mit seinem Fraß in Sicherheit glauben, als der Steuermann, der den Fang leitete, das Tau anzog, um die Angel einzuhaken, wobei ihm jedoch der Strick mit solcher Gewalt durch die Hände gerissen wurde, daß seine Finger in Gefahr waren. Als die Angel gefaßt hatte, begannen die Matrosen, welche

die Leine feſthielten, das Ungeheuer aus der Tiefe herauf-zuziehen. Sämmtliche Matroſen waren kaum im Stande, ihn herauszubringen. Als er über dem Waſſer war, that er ſo heftige Schläge gegen die Schiffswand, daß das ganze Schiff dröhnte und als er auf das Verdeck kam, arbeitete er ſo gewaltig darauf herum, daß alle Beine aus ſeiner Nähe eilten, um nicht zerſchlagen zu werden. Sobald er ſich müde geſchlagen und gezappelt hatte, ſchlich ſich ein Matroſe an ihn heran und kappte ihm mit einem Beil den Schwanz ab, worauf er ſich bald verblutete. In ſeinem Magen fand man allerlei Gegenſtände, die ſeit einigen Tagen über Bord geworfen waren, unter Anderm ein krepirtes Huhn. Trotz dem Lärm, den er gemacht hatte, war er nicht ſehr groß, ſeine Länge betrug etwa zehn Fuß. Die ganzen zehn Fuß wurden von den Matroſen aufgefreſſen, ſie gaben den Soldaten nicht einmal eine Probe davon.

Die gewöhnlichſten Fiſche, welche man auf der See (d. h. im atlantiſchen Meer) zu Geſicht bekommt, ſind die Meerſchweine. Sie ſchwimmen immer ſchaarenweiſe und eine ſolche Schaar nennen die Holländer den Bauer mit ſeinen Schweinen. Ich habe ſie faſt nicht anders ſchwimmen ſehen, als je zwei neben einander und auf dieſe Art bilden ſie eine ganze Prozeſſion, deren Glieder, ohne ihre Ordnung lange zu verlieren, beſtändig mit großer Schnelligkeit aus dem Waſſer ſpringen und in der Richtung ihres Laufes etliche Schritte weit durch die Luft fortſchießen. Einen nicht weniger hübſchen Anblick gewähren die fliegenden Fiſche, die ſich bei der Annäherung eines Raubfiſches wie ein Schwarm ſilberweißer Vögel aus dem Waſſer erheben und ſich gemeinlich etliche

hundert Schritte weiter wieder niederlaſſen. Unter den Schwärmen her, die nah bei unſerm Schiff vorbeiflogen, ſah ich immer einen braunen Raubfiſch, etwa zwei Fuß lang, mit Vogelſchnelle nachſchwimmen und einen aus dem Schwarm ergreifen, ſobald er ſich niederließ. Auf dieſe Art that den armen Thieren ihre ſeltne Kunſt wenig Dienſte. Wallfiſche ſahen wir zwar viele, aber ſie blieben ſo weit vom Schiffe entfernt, daß wir nichts Näheres von ihnen unterſcheiden konnten. Die Waſſerſäulen, die ſie ausſpieen, täuſchten uns bei Abend mehrere Male, indem ſie gegen den Horizont hin für Segel von Schiffen angeſehen wurden. Einen Fiſch haben wir geſehen, der mir aus der Naturgeſchichte nicht bekannt iſt. Er ſchwamm in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten lange Zeit mit dem Schiff parallel, indem er wie die Meerſchweine abwechſelnd aus der See hervorſchoß und ſeine ganze Länge, die wenigſtens vierzig Fuß betrug, über dem Waſſer nachzog. So oft er hervorkam, ſtieß er aus einem einzigen, auf dem Kopf befindlichen Loch das Waſſer mit einem knallähnlichen Getöſe und mit ſolcher Gewalt heraus, daß es als Dunſt in der Luft verſchwand. Er ſchien ein Raubfiſch zu ſein und wir glaubten in ſeinen kleinen Augen die Gier zu leſen, womit er gern Einen von uns in ſeinen langgeſpaltenen, an den Lefzen, wie es ſchien, jagdhundartig gezackten Rachen hineingeſchlungen hätte. Ich holte meine Büchſe herauf, um ihm eine Kugel in den Kopf zu ſchießen, allein als ich wieder auf das Verdeck kam, hatte er ſich entfernt.

Unter den Seevögeln, die uns zu Geſicht kamen, waren die auffallendſten die großen Albatroſſe. Sie pflegten ſich in der Straße aufzuhalten, die das Schiff hinter ſich ließ,

um darin den Abfall aufzufreſſen. Es wurden mehrere gefangen, indem man ein Stück Speck, das an einer Angel und einer langen Schnur befeſtigt war, hinter dem Schiff in's Waſſer warf. Sobald es an ſie herankam, fielen ſie gierig darüber her und wurden dann ſchreiend an Bord gezogen. Einer maß gegen vierzehn Fuß in den ausgebreiteten Flügeln.

Einer der intereſſanteſten Tage unſerer Reiſe war uns der 8. Januar. Nach Tagesanbruch erblickten wir um uns herum drei Felſeninſeln, deren größte, die ſogenannte Nachtigalleninſel, ſehr hoch aus dem Meer hervorragte und einen pompöſen Anblick gewährte. Unſer Schiffskapitain bekam einen Anflug von romantiſcher Neugier und überwand ſich, ſeine ängſtliche Diligencenfahrt durch eine kleine Expedition nach der genannten Inſel zu unterbrechen. Mit einem Officier und ſechs Matroſen beſtieg er ein Boot und ſegelte ab, während das Schiff beilegte. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die Fahrt mitmachen zu dürfen, da ich aber bloßer Unterofficier war, konnte meine Bitte nicht berückſichtigt werden. Bis zur Rückkehr der Expedition beluſtigten wir uns mit Fangen und Schießen der Seevögel, die zu Tauſenden das Schiff umſchwärmten. Gegen Mittag kam das Boot zurück. Der Kapitain hatte Anfangs unverrichteter Sache umkehren wollen, weil ihn die heftige Brandung an der Inſel zurückſchreckte. Durch die Vorſtellungen ſeiner Matroſen, welche ausgelacht zu werden fürchteten, ließ er ſich indeß bewegen, einen Verſuch zu machen und mit Hülfe einiger kühner Schwimmer, die ſich mit Lebensgefahr durch die Brandung durcharbeiteten, gelang es, die Landung zu bewerkſtelligen. Sobald das Boot an's Land gezogen war, fielen die Matroſen mit

ihren Rudern und Knitteln sogleich über die Seehunde her, welche in Menge auf der Küste umherlagen. Sechs schlugen sie todt, obschon sie nur einen mitnehmen konnten. Einer von ungeheurer Größe, dem sie die Hirnschale gespalten hatten, schleppte sich dennoch, als man sich von ihm wegwandte, in die See. Außer dem Seehund, der die Größe eines Bären hatte, brachte der Kapitain zwei Pinguins mit, welche auf dem Verdeck die putzigsten Sprünge machten, dann eine Menge Vogeleier, ein Bündel Sellerie und Kartoffeln, welche auf der Insel wild wuchsen. Letztere waren jedoch ungenießbar. Ferner hatte er am Strande einen Spaten, einen eisernen Kessel und achtzehn Fässer mit Thran gefunden, von denen er aber nur zwei mitbringen konnte. Die Geräthschaften und Fässer schienen einem Schiff angehört zu haben, dessen Trümmer rings herum den Strand bedeckten. Aus dem Holzwerk schloß der Kapitain, daß es ein amerikanisches gewesen. Es hatte wahrscheinlich die Insel des Seehundsfangs wegen besucht und war durch einen Sturm an der Küste zerschellt. Von Menschen wurde weiter keine Spur wahrgenommen. Es wäre jedenfalls der Mühe werth gewesen, in das Innere der Insel vorzudringen, allein der Kapitain, der die zu seiner Expedition verwandte Zeit ohnehin schon in dem Schiffstagebuche nicht verantworten zu können glaubte, befahl die Rückkehr. Als die Matrosen das Boot wieder bestiegen, geriethen sie mit zwei Haifischen in einen Kampf. Der eine derselben, von der Größe eines kleinen Kahns, ergriff den Seehund, während man ihn durch das Wasser in's Boot zog, riß ihm ein großes Stück aus dem Leibe und verwundete ihn bei wiederholtem Angriff noch an mehreren Stellen. Er versuchte den Seehund noch zu ergrei-

ſen, als man ihn bereits aus dem Waſſer gezogen hatte und konnte nur durch einige kräftige Hiebe auf den Kopf entfernt werden. Eine ſolche Kühnheit und Gier der Haifiſche würde mir trotz den Verſicherungen des glaubwürdigen Kapitains unglaublich vorgekommen ſein, wenn ich nicht in Kruſenſterns Reiſe um die Welt geleſen, daß derſelbe einſt einen Haifiſch zweimal gleich hinter einander an derſelben Angel gefangen, nachdem das Thier ſich beim erſten Mal mit ſolcher Gewalt losgeriſſen hatte, daß ihm der halbe Kopf aufgeſchlitzt war. Wir betrachteten mit Erſtaunen die aufgeriſſenen Stellen an dem Seehund und dachten uns das Loos, welches die Matroſen erlitten hätten, wenn ſie einige Zeit ſpäter durch die Brandung geſchwommen wären.

Die nächſte Abwechſelung, welche unſere, von nun an wieder ſehr langweilige Fahrt unterbrach, brachten einige heftige Stürme in der Gegend des Kaps der guten Hoffnung, unter welchem wir in einer Entfernung von etwa vier Graden vorbei ſegelten. Bei den Stürmen gab es auch dieſes Mal wieder blaſſe Geſicher und große Augen, allein die Meiſten zeigten ſich ſchon ruhiger bei dem gefahrdrohenden Schauſpiel, ſie amüſirten ſich an dem Umherfliegen der Kiſten und an den Purzelbäumen ihrer Kameraden, wodurch bisweilen die lächerlichſten Scenen herbeigeführt wurden*). Uebrigens hatten wir unter dem Kap bei Nacht viel von der ſüdlichen Kälte zu leiden.

---

*) Unter andern erinnere ich mich einer Scene, die ſelbſt einen Heraklit hätte zum Lachen bringen müſſen. Eine Eßgeſellſchaft von etwa zwölf Mann, unter denen zwei alte Soldatenweiber, hatte ſich, um bei dem Schwanken des Schiffs eine feſtere Haltung behaupten zu können, rings um einen großen hölzernen

Am 7. Februar, in der Nähe der Inseln St. Paul und Amsterdam, stürzte sich bei Nacht ein Korporal über Bord. Wegen der Dunkelheit, der schnellen Fahrt und der hohen See war an keine Rettung zu denken. Der Mann gehörte zu den Gesitteteren und Gebildeteren des Detachements und suchte den Tod, weil er an einer seit einiger Zeit unter der Mannschaft eingerissenen Augenkrankheit völlig zu erblinden fürchtete. Vielleicht hatten sich diesem körperlichen Uebel auch sonstige traurige Ahnungen hinsichtlich seines Schicksals in Batavia, worauf die Behandlung auf dem Schiff bereits vorbereitete, zugesellt und ihn zu dem verzweifelten Entschluß gebracht.

Napf voll Erbsensuppe platt auf den Boden gelegt, mit der einen Hand je nach den Bewegungen des Schiffs den Napf balancirend, um das Ueberschütten zu verhüten. Plötzlich legte sich, bei einem heftigen Wellenstoß, das Schiff der Art auf die Seite, daß selbst das platte Liegen auf dem Boden keinen Halt mehr gab und die Gesellschaft sammt dem Erbsennapf mit reißender Schnelligkeit nach dem entgegengesetzten Bord in eine dunkle Ecke glitt. Unmittelbar darauf, als das Schiff wieder herüber schwankte, sah man die ganze Familie wieder aus der Ecke wie von einem Berg und wie mit absichtlicher, wettrennender Behemenz zurückrutschen. Dabei gab es allerlei ängstliches Geschrei und hyperkomische Situationen und Gruppen. Sie hielten sich aneinander fest, sie griffen sich in die — Gesichter, sie überkugelten sich und zwar der Eine das Gesicht, der Andere den Leib mit Erbsenbrei überkleistert. Und mitten in der Gruppe hüpfte der leere Erbsennapf wie ein muthwilliger Bube über Leiber und Köpfe hinweg und theilte Püffe aus nach allen Seiten. Diese Rutschpartie auf der von Erbsensuppe geglätteten Bahn wurde mehrere Male unter betäubendem Gelächter der Zuschauer hin und her gemacht, bis eine augenblickliche Ruhe des Schiffs den Geängstigten Zeit ließ, zur Besinnung und auf die Beine zu kommen, was namentlich den beiden Damen sehr schwer wurde.

Am 10. kam ein engliſches, nach Padang, auf der Inſel Sumatra, beſtimmtes Schiff auf etwa 100 Schritt an uns heran, um mit dem unſrigen die übliche Bekanntſchaft anzuknüpfen und Erkundigungen einzuziehen, wofür die Holländer den Ausdruck praayen gebrauchen. Die beiden Kapitains beſprachen ſich durch das Sprachrohr und belogen einander um die Wette. Die Schiffskapitains ſind nämlich eiferſüchtig darauf, die ſchnellſte Fahrt gemacht zu haben. Sprechen nun zwei auf der See mit einander und der Eine fragt, wie lange der Andere unterwegs ſei, ſo gibt dieſer gemeinlich, im Fall die Zeit ſeiner Abfahrt Jenem nicht bekannt ſein kann, eine viel kürzere Friſt an, als er wirklich gebraucht, und, um nicht für beſiegt zu gelten, iſt dann der Andere natürlich noch viel ſpäter abgefahren. Sie gebrauchen auch wohl, wenn ſie ſchnell gefahren ſind, die Liſt, eine längere Zeit anzugeben, als ſie wirklich unterwegs waren, und läßt ſich dadurch der Andere bewegen, ſeinerſeits die Wahrheit zu ſagen, ſo kann der Erſtere danach einen ſichern Vergleich anſtellen.

Wir rückten unſerm Ziel jetzt allmälig auf merkbarere Art näher. Täglich wurden die Fortſchritte, die wir gemacht, auf der Karte bezeichnet und danach berechnet, wie viel Tage wir noch auf der See zubringen würden. Wie früher von Harderwyk nach der See, ſo ſehnten wir uns jetzt von der See nach Batavia. Dort hofften wir Erſatz zu finden für die ausgeſtandenen Unannehmlichkeiten und dort konnte von der Langeweile, die uns auf dem Schiffe ſo ſehr geplagt, nach unſrer Vorſtellung keine Rede ſein. Namentlich für meinen Freund und mich war es ein erhebender Gedanke, nun bald an der erſten Hauptſtation unſerer

großen Reise angelangt zu sein. Die seit unserer Ankunft in Harderwyk bereits gemachten Erfahrungen hatten uns zwar etwas zum Nachdenken gebracht, allein die Stützen, welche die Erfahrung mit ihrem unbarmherzigen Fuß unter unsern Planen hinweggestoßen, waren durch unsere reproduktive Phantasie bald wieder ersetzt. Nur den javanischen Boden unter den Sohlen — weiter verlangten wir einstweilen nichts, um unserer Zukunft gewiß zu sein. Am 6. März erschien uns ein Zeichen, daß wir diesem Boden nicht mehr fern waren. Bei Regen und trübem Wetter sahen wir in einiger Entfernung zur Seite des Schiffs einen schwärzlichen Gegenstand von der Größe eines Bootes auf den Wellen schwimmen. Einige hielten ihn für den Wrack eines Schiffes, Andere für ein Boot und glaubten sogar einen Menschen darin zu erkennen, der die Hände hülfeflehend ausstreckte. Andern schien es ein todter Büffel, ein Rhinozeros, Elephant oder Fisch zu sein. Der Schiffs-Kapitain hielt es der Mühe werth, das Räthsel zu lösen. Er ließ sich in einem Boot hinaurudern und kaum hatte er den Gegenstand erreicht, als wir ihn aussteigen und sich daraufsetzen sahen, wodurch er zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß gab. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und wir erfuhren, daß der Gegenstand unserer Neugier ein ungeheurer alter Baumstamm war, der vielleicht schon ein halbes Jahrhundert auf der See umherschwamm. Der Kapitain hatte, an die heraufstehenden Aeste sich festhaltend, sich auf den Stamm gesetzt, um mit den Zehen und Fingern junge Haie und andere Fische anzulocken, die in Menge um den Baum herumschwammen — ein origineller Einfall, wodurch sich indeß kein Fisch verlocken ließ. Nachmittags wurde ein langes, halb

verfaultes Bambusrohr aufgefischt, in dessen Höhlungen sich allerlei Krabben aufhielten. Solche unbedeutende Gegenstände, die auf dem Papier nicht der Rede werth scheinen, gewähren auf der See ein unbeschreibliches Interesse und liefern einen ganzen Tag Stoff zur Unterhaltung.

Am 8. erblickten wir bei Tagesanbruch nordöstlich einige hohe Berge. Im Nu eilte Alles aus den Hängematten auf's Verdeck. Nach dem Aufgang der Sonne sahen wir schon Java zur Rechten, Sumatra zur Linken und segelten mit günstigem Wind in die Straße Sunda hinein. Entspräche auf Java Alles dem Eindruck, den sein Anblick namentlich bei der Einfahrt in die Sundastraße macht, so müßte die Insel ein wirkliches Paradies sein. Eine üppigere Vegetation, schönere Berge und Thäler lassen sich gar nicht denken. Schon von der See aus glaubten wir die Schatten der frischgrünen, dichtbelaubten Bäume zu empfinden, unter Pisangs, Kokospalmen, Apfelsinen, Mangistans, Prambutangs auszuruhen und ihre herrlichen Früchte zu kosten. So weit man sah, schien das Land ein einziger Garten zu sein. Der Eindruck, den die Physiognomie und Schönheit einer solchen Natur macht, ist bei Dem, welcher zum ersten Mal ein tropisches Land sieht, doppelt groß. Gegen neun Uhr befanden wir uns dem Fort Anjer gegenüber, wo die Schiffe Halt machen müssen. Die beiden Kapitains gingen an's Land, um ihre Papiere abzugeben. Kaum lag das Schiff vor Anker, als schon eine Menge Malaien auf ihren Booten heranruderten und Hühner, Papagaien, Affen, allerlei Früchte ꝛc. zum Verkaufe anboten. Einige Boote waren sicher keinen Fuß länger und keinen halben Fuß breiter, als der Mann, welcher darin saß. Er führte ein einziges Ruder, das an beiden

Seiten eine Schaufel hatte, so daß das Boot ohne Leibesbewegungen und Schwankungen damit fortgetrieben werden konnte. Die Menschen waren gut gebaut und sehr gewandt, aber nicht hübsch von Gesicht und hatten alle kohlschwarze Zähne. Das schwarze Haar trugen Einige lang herab wie Frauenzimmer bei der Toilette. Ihre Zungen waren äußerst geläufig, sie plapperten schneller, als der plauderhafteste Franzose. Auffallend war das Mißtrauen, das sie durch Blicke und Handlungen zu erkennen gaben, sie ließen nicht das Geringste aus den Händen, bevor sie das Geld dafür erhalten und foderten dazu noch ganz unverschämt. Das Geld besahen sie sehr sorgfältig und war es im Mindesten abgeschlissen, wie dieß bei dem jetzigen holländischen Geld in der Regel der Fall ist, so nahmen sie es gar nicht an. Man kann sich, wenigstens ich konnte mich nicht enthalten, beim ungewöhnten Zusammentreffen mit so fremdartigen, halbwilden Menschen sie in ein gewisses Verhältniß zur Thierwelt zu setzen. Dieß hat zur Folge, daß man Alles, was man Menschliches an ihnen beobachtet, ihnen doppelt anrechnet und mit doppeltem Interesse ansieht. Es ist nicht anders, wie das wohlgefällige Staunen, womit man die menschlichen Mienen und Manieren eines Affen betrachtet.

Wir segelten bei meist schwachem und veränderlichem Wind drei Tage lang durch die Straße Sunda, links die unzähligen kleinen Sundainseln, nur von Fischern und Seeräubern bisweilen besucht, rechts die herrliche javanische Küste mit ihren großartigen Einbuchten und Bergen. Ein feuerspeiender Berg, als welcher er uns bezeichnet wurde, schien die andern um mehrere tausend Fuß zu überragen. Am 12. März ließen wir auf der Rhede von

Batavia zwiſchen einer Menge von Schiffen der verſchiedenſten, auch chineſiſcher Flagge, die Anker fallen. Nur teutſche Schiffe waren nicht zu ſehen. Von Batavia ſieht man auf der Rhede faſt gar nichts, auch hat dort die Küſte ein flaches, reizloſes Anſehen. Wir ſehnten uns daher um ſo mehr, die berühmte Stadt zu betreten, mußten aber noch zwei Tage auf dem Schiff zurückbleiben, bis der Kapitain uns angemeldet hatte und Alles zu unſerm Empfang bereit war. Der Aufenthalt auf der ungeſunden Rhede war namentlich für die Augenkranken ſehr ſchädlich, deren ich Einige drei Monate ſpäter im Hoſpital wiederſah, ohne daß ſie ſich im Mindeſten gebeſſert hatten.

4.

Ankunft in Batavia. Viermonatlicher Aufenthalt daselbst.

Am 14. März, nach viermonatlicher Reise, bestiegen wir einige große, von Chinesen und Malaien geführte Boote, um an's Land gesetzt zu werden. Als wir noch etliche hundert Schritte von der Küste entfernt waren, sprangen die Malaien in das hier seichte Wasser, um die Boote weiterzuziehen. Mir schien das ein Beweis zu sein, daß auf der Rhede von Batavia die Gefahr vor Krokodillen (Kaimans), deren wir nicht ein einziges gesehen, nicht so groß ist, als man sie gemeinlich zu machen sucht. Das Erste, worauf am Lande unser Auge fiel, war eine große Menge malaiischer Sträflinge, die, mit Ketten beladen, unter gewaltigem Lärm an einem Pfalwerk arbeiteten. Wenn man eine Reise nach einer etliche tausend Meilen entfernten schönen Insel macht, sind kettenbeladene Eingeborene gewiß das Letzte, woran man denken würde. Bei uns waren sie das Erste, das wir erblickten, und der Eindruck, den sie machten, war allerdings nicht der angenehmste. Wir fuhren an ihnen vorbei in die Mündung des Flüßchens Jakatra, welches sich als ein Kanal in die Rhede mündet. Am Ende dieses etwa eine Viertelstunde langen Kanals, wo die ersten Häuser von Batavia liegen, stiegen wir aus. Unser Gepäck wurde in zwei Boote zusammmengepackt und

über den Jakatra, der ſich in mehreren Krümmungen bis durch Weltevreden hinaufwindet, weitergeſchafft. Als wir wieder feſten Boden unter uns fühlten, glaubten wir ihn förmlich erobert zu haben, fühlten uns aber verſucht, mit den Füßen darauf zu ſtampfen, um zu erproben, ob wir ihm wohl trauen dürften. Das Gefühl der Unſicherheit ſetzt ſich bei einer langen Seereiſe ſo feſt, daß man noch längere Zeit nachher, wenn man auf dem Lande z. B. zu Tiſche ſitzt, ihn plötzlich ergreifen und feſthalten zu müſſen glaubt, damit durch das Schwanken des Schiffs die Schüſſeln nicht herabgeworfen werden. Unſer Empfang war ziemlich gut, wir erhielten zur Stärkung ein Glas vortrefflichen Branntwein und friſche Semmeln, die uns nach der langen Entbehrung wahrhaft wie Nektar und Ambroſia ſchmeckten. Als wir uns geſtärkt hatten, ſetzten wir uns, einige Horniſten an der Spitze, in unſern fingerdicken harderwykſchen Jacken und Hoſen ſchweißtriefend in Marſch. Alles, was uns nun unter die Augen kam, war etwas nie Geſehenes. Die ſchönen Bäume, die in dem verſchiedenartigſten Laub umherſtanden, die Vögel, die über uns hinflogen und unter denen nur die Sperlinge europäiſch pfiffen, die Chineſen und Malaien, die in ihren Geſchäften faſt ganz nackt durch die Straßen umherliefen, oder aus ihren barocken, mit allerlei ſeltſamen Handelsartikeln und Geräthſchaften gefüllten Wohnungen hervorguckten, kurz, alle unſere neuen Umgebungen beſtürmten unſere entwöhnten Sinne der Art, daß wir im eigentlichſten Sinne des Worts außer uns ſelbſt waren und wie im Traum forttaumelten. Die mit der Muſik Schritt halten konnten, waren nur die völlig Indolenten. Das eigentliche alte Batavia, welches wir zuerſt durchſchritten, iſt nicht ſo ſehr groß und im Ganzen ſchlecht ge-

baut, es ist gleichsam bloß die unansehnliche Wurzel, aus welcher die schönen, in das Land hineingebauten Vorstädte wie lange Blumenranken hervorsprießen. Wegen seiner sumpfigen, ungesunden Umgebung und Lage wird es fast nur von Chinesen und Malaien bewohnt, während die Europäer, welche meist bloß Packhäuser und Komptoire daselbst besitzen, sich in den gesunder liegenden Vorstädten Molenvliet, Riswyk, Weltevreden ꝛc. ꝛc. angebaut und eingewohnt haben. Diese Stadttheile bestehen aus den schönsten, mit schattigen Säulengängen umbauten Häusern, deren jedes einzelne, mit Garten und Park umgeben, wie ein Landhaus für sich dasteht. Wir marschirten über eine Stunde bei diesen Häusern vorbei, bis wir am Abend zu Weltevreden bei den Kasernen ankamen. Sobald uns unsere Quartiere angewiesen waren, erhielt ich den Befehl, mit 20 bis 30 Mann das Gepäck, wozu auch das der Officiere gehörte, heranzuschaffen. Die Malaien, die es transportirt, warteten damit etwa 10 Minuten von der Kaserne auf dem Jakatra. Für alles Fehlende wurde ich verantwortlich gemacht und ließ es daher an sorgfältiger Recherche nicht fehlen. Als Alles ausgepackt war, vermißte ich einen Soldatenmantel. Ich untersuchte die Boote und fand den Mantel unter Brettern versteckt. Sogleich ergriff ich den Malaien, der das Boot führte, beim Arm, um ihm wenigstens eine kleine Lektion für den beabsichtigten Diebstahl zu geben und für die grenzenlose Unverschämtheit, womit er seine Unschuld darzuthun suchte. Er benutzte aber einen günstigen Augenblick und sprang mit solcher Heftigkeit über Bord, daß er mich beinah mit in den Fluß gezogen hätte. In Eifer gerathen, schiffte ich ihm nach, während auf dem Ufer eine Menge Malaien

unter gewaltigem Geschrei aus den benachbarten Hütten zusammenliefen, konnte aber glücklicher Weise den gewandten Schwimmer nicht einholen. Glücklicher Weise, sage ich, denn, wie ich später hörte, wäre er, wenn er bekannt geworden, entweder gehängt, oder wenigstens unter die Kettenmänner gesteckt worden, die wir an der Rhede gesehen.

Den andern Tag wurden wir in eine andere Kaserne einquartirt. Vor derselben ließ ein Lieutenant, dem einstweilen das Kommando über uns übertragen war, die Mannschaft einen Kreis formiren und hielt folgende erbauliche Anrede an uns: „Jungen, ihr seid hier in das schönste Land der Welt gekommen, hier wächst Alles in Ueberfluß: die leckersten Früchte, die besten Dirnen, Reiß in Menge, woraus man den vortrefflichsten Arack macht, zugleich aber, Gott verdamm' mich, das beste Rohr, woraus man die vortrefflichsten Stöcke schneidet. Hier zu Lande kann man thun, was man will, ihr könnt saufen, ihr könnt todtschlagen, so viel ihr wollt, nur ist eine Bedingung dabei: wir dürfen es nicht gewahr werden. Sobald wir erfahren, daß ihr dummes Zeug macht, legt man euch auf die Bank, vier Mann halten fest, zwei hauen mit Rohrstöcken hinten drauf und dann in's Loch damit. Ist es ein Unterofficier oder Korporal, so nimt man ihm die Streifen vom Arm, legt sie unter die Bank und haut ihm ein Dutzend andere dafür auf den Hintern. In zwei Tagen setzt Keiner einen Fuß vor die Kaserne. Denkt an die Bank! Kehrt — Marsch!" Mein Freund fragte mich nach dieser Rede, was ich von unsern Aspekten dächte? Zwei Tage waren wir schweißtriefend in die Kaserne eingesperrt, auf den Handel mit chinesischen und malaiischen Hausirern beschränkt, welche allerlei Früchte ꝛc.

zum Verkauf brachten. Dennoch fehlten bei den Appells, die dreimal des Tags gehalten wurden, gewöhnlich ein bis zwei Dutzend. Diese kamen zwar nicht sogleich auf die Bank, aber meistens in's Hospital, woraus nur Wenige zurückkehrten — eine Folge der Unmäßigkeit, womit sie über die Früchte und den Arack hergefallen waren. Die Löhnung, die sie während der Seereise verdient, wurde ihnen in Batavia auf ein Mal ausbezahlt und man kann sich denken, welchen Gebrauch die rohen Menschen davon machten, nachdem sie so lange Zeit eine nothgedrungene Mäßigkeit geübt hatten.

Am dritten Tage wurden wir zu einer ostindischen Parade mit dem europäischen Sack und Pack vor den Obristlieutenant beordert, der unsere Abtheilung kommandirte. Als wir etwa eine Stunde gestanden und geschwitzt, kam anstatt des Obristlieutenants, der seiner Gewohnheit nach zu tief in's Glas gesehen hatte, ein von ihm abgesandter Officier, um für ihn die Revue abzuhalten. Dieser Officier war für mich einer der liebenswürdigsten Holländer, die ich je gesehen. Um zu zeigen, worin seine Liebenswürdigkeit bestand, muß ich von dem geschichtlichen Mann einen flüchtigen Riß entwerfen. Er war von mittlerer Statur, gesetzt, wohlhabender Bauch, etwa vierzigjährige Taille, horizontale Schultern, Kopf mehr Tiefe als Fronte, das Gesicht ein grobliniger Holzschnitt, Mund unergründlich unter der üppigen, überhangenden Fülle eines gelbgrünlichen Schnurrbarts, Nase mit röthlicher Spitze und erhabenem, aber schmalem Rücken und unbedeutender Wurzel, Augen groß und blau, das rechte etwas nordwestlich schielend, Stirne kriegerisch senkrecht und wegen des dünngewordenen Haarwuchses von

unberechenbarer Höhe, obschon die goldgebordete Mütze mit dem holländisch-horizontalen Schirm etwas nach hinten stand; Backenbart röthlich; Ausdruck des Gesichts verfehlte Martialität und hinter derselben durchscheinend ein schlauköpfiges, sebstgefälliges Lächeln, das gar nicht zu beschreiben ist. Dieß Lächeln, verbunden mit den gekreuzten Armen und einem forschenden, ausdauernden Blick, war mir der Schlüssel zu der Liebenswürdigkeit des Mannes. Ich merkte ihm nämlich an, daß er glaubte, Aehnlichkeit mit Napoleon zu besitzen. Wie kam der Mann dazu? In seinem Gesicht lag die Aehnlichkeit nicht, in seinem Verstand, daß sich Gott erbarme, auch nicht. Sie lag in seinem — Bauch. Ich bemerkte, daß er von Zeit zu Zeit nach seinem Bauche sah und wenn er ihn über die gekreuzten Arme hinweg ohne den Kopf viel zu bücken hatte sehen können, so richtete er sich jedesmal mit der Freude über die erneuerte Bestätigung, daß er ein Napoleon sei, wieder empor. Alsdann heftete sich sein Auge auf Den, welchem er den Beobachter anzusehen glaubte, fixirte ihn mit jenem Blick, womit er durch die Herzen und Tornister hindurchsah und ließ dann hinter diesem physiognomischen Gewitterdrohen die Sonne seines Lächelns aufgehen, welches triumphirend den Fixirten fragte: „Nicht wahr, du wunderst dich, hier einen Napoleon zu finden? Dich beunruhigt mein Blick? Sei nur ruhig, mein Sohn, ich könnte euch alle vernichten, aber ich bin zufrieden, wenn ich euch bewiesen habe, wer ich bin.“ Er begnügte sich übrigens nicht, den Beweis mimisch und physiognomisch zu führen, er führte ihn auch oratorisch. „Unterofficiere vor!“ ertönte seine Stimme, die so rauh war, wie der Bart, in dem sie sich brach. Wer hat Sie zum

Sergeanten gemacht? fragte er den ersten Unterofficier. Der Prinz Friedrich, war die Antwort. „Verwandt mit ihm?" Nein. „Schon gedient?" Nein. „Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Der Prinz Friedrich ist ein guter Mann." Nr. 2. „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Der Prinz Friedrich. „Hm! Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher? „Sprechen Sie holländisch?" Nein. „Können Sie exercieren?" Nicht viel. „Warum bleiben sie denn nicht in Ihrem Schelmenland? Wir haben, Gott verdamm' mich, holländische Jungen genug, sind andere Kerls." Nr. 3 (ich). „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Ich (auf Holländisch): der Obrist in Harderwyk. „Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Und sprechen Holländisch? Wo gelernt?" Die Schönheit der Sprache hat mich angezogen, ich habe Unterricht genommen. „Ein tüchtiger Unterofficier! Hier, ihr Moffen, nehmt ein Exempel. Der Unterofficier wird sein Glück machen." Nr. 4. „Was für ein Landsmann?" Ein Schwede. „Sind keine Türken hier? Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Der Prinz Friedrich. „Ich wollte, daß der Prinz Friedrich zum Henker (na de bliksem) wäre mit allen seinen Moffen und Schweden." In dieser Art examinirte er die ganze Reihe herunter. Man glaube aber nicht, daß ihm seine harten Worte gemeint gewesen, sie sollten ihn bloß als Napoleon legitimiren. Darin eben bestand seine Liebenswürdigkeit. Hätte er sich, wie so viele Andere, bloß etwas darauf eingebildet, daß er ein Holländer war, so wäre er unausstehlich gewesen; daß er sich aber für einen holländischen Napoleon hielt, darin bestand sein Triumph über die Herzen. Der Schelm! Man konnte ihm durchaus nicht böse wer-

den, ſelbſt bei den härteſten Worten nicht. Ich hätte ſo gern aus voller Bruſt gerufen: vive l'empereur! und ich bin überzeugt, er würde es ſogleich auf ſich bezogen und gedankt haben. Als er die Unterofficiere gemuſtert, durchflog er mit ſeinem Napoleonsblick die Reihen der Gemeinen und bemeiſterte ſich raſch ihrer Seelen. Darauf befahl er dem Feldwebel, uns in die Kaſerne zurückzuführen und ſah uns mit gekreuzten Armen unter dem Rauſchen der hohen Allee, worin wir geſtanden, noch eine Weile bedeutungsvoll nach. Am 4. Tage endlich wurden uns die europäiſchen Winterkleider abgenommen. Wir erhielten an die Stelle zwei ſchneeweiße Jacken und Hoſen von einem ſchlechten baumwollenen Zeug. Sie ſollten vier Monate aushalten, aber ſchon nach etlichen Wochen hingen die Fetzen davon. Dieß rührte theils von der Unhaltbarkeit des Stoffs, theils von der Waſchart der malaiiſchen Wäſcherinnen her, welche das Waſchen nicht durch Reiben mit den Fingern, ſondern durch Schlagen auf eine ſchräg in's Waſſer geſtellte Bank bewerkſtelligen. Sobald wir die neuen Kleider am Leibe hatten, bezogen wir zum dritten Mal eine andere Kaſerne, worin wir für längere Zeit bleiben ſollten. An den Kaſernen zu Weltevreden iſt nichts auszuſetzen, ſie ſind recht hübſch und luftig gelegen und unten wie oben mit Korridors umgeben, welche Schatten und Raum zur Abhaltung von Appells ꝛc. ꝛc. gewähren. Der Aufenthalt der Soldaten iſt gemeinlich eine einzige, durch die ganze Länge der Kaſerne durchlaufende luftige Stube, die Unterofficiere haben beſondere Stuben. Die Fenſter beſtehen bloß aus Oeffnungen, mit hölzernen Gittern verſehen. Dadurch haben zwar die Winde, aber auch die Mücken, dieſe unausſtehlichen Schlafſtörer, freien

Eingang; eben ſo eine Art Eidechſen, welche zu Batavia in unverſchloſſenen Häuſern wie die Fliegen an den Wänden umherlaufen, indem ſie piepen wie Vögel. Man läßt ſie ungeſtört, weil ſie ganz unſchuldige Thiere ſind und das Ungeziefer wegfangen. Unſere Betten beſtanden in hölzernen Geſtellen, über welche eine ſtarke Leinewand geſpannt war. Als Unterlage auf dieſer elaſtiſchen Bettſtelle diente bloß eine Schilfmatte, welche Kühlung gewährte und man ſchlief ſehr gut darauf.

Sobald ich eingekleidet war, machte ich dem Obriſten, der mir in meiner Vaterſtadt ſeine Protektion verſprochen, meine Aufwartung. Er empfing mich, wie ich erwartet hatte, recht artig. Ich benutzte die Unterredung, um ihm anzudeuten, daß ein Freund mit mir gekommen ſei, der ebenfalls bemüht ſein werde, ſeinen Beiſtand zu verdienen. Mit einer auffallenden Gereiztheit verwahrte ſich der Obriſt vor der angedeuteten Zumuthung und wollte von keinem Andern wiſſen, als von mir. Er ſagte, mich kenne er, er könne meine Familie, meine Verhältniſſe, meine Perſon beurtheilen, in Bezug auf meinen Freund ſei das Alles nicht der Fall und er müſſe ihn ſeinem Glück überlaſſen. Das Verſprechen, das er mir gegeben, werde er halten, er habe aber ſchon zu viel Erfahrungen gemacht, als daß er ſich in Batavia noch mit Menſchen einlaſſen ſollte, die er nicht kenne, ich möge ihn daher mit keinen weitern Vorſtellungen über die Sache behelligen. Trotz dieſer für meinen Freund unerwartet ungünſtigen Stimmung bewog ich dieſen dennoch, dem Obriſten einen Beſuch abzuſtatten und ein mitgebrachtes Empfehlungsſchreiben abzugeben. Er kam aber ſehr niedergeſchlagen zurück. Man beurtheile hiernach, wie mißtrauiſch und gleichgültig in Batavia ſelbſt die beſten

Menſchen gegen Fremde ſind und man verlaſſe ſich weder auf perſönliche Inſinuation, noch auf Empfehlungsſchreiben. Ich lernte eine Menge Freiherrn aus allen Gegenden Teutſchlands kennen, die eine ganze Taſche voll Empfehlungsſchreiben nach Batavia mitgebracht hatten. Der Eine war Gemeiner, der Andere Korporal, der dritte Vice-, der vierte wirklicher Unterofficier. Sie blieben aber Alle, was ſie waren (d. h. wenn ſie nicht etwa einen Grad herunter geſetzt wurden) und man ſchickte ſie in das Innere von Java, oder nach den Molucken, nach Borneo ꝛc. ꝛc., ohne daß ſich ein Menſch weiter um ſie bekümmert hätte. Auch einen Grafen B — l aus Plauen ſah ich als Viceunteroffi-cier mitmaſchiren, ſein Grafentitel hatte ihm ſo wenig genützt, als ſeine Empfehlungsſchreiben.

Mit der Kaſerne hatten wir auch den Kompagniechef gewechſelt. Wir erhielten einen ausgeſuchten Kaſernenhelden, einen durch und durch rohen Menſchen mit einem widrigen Gensdarmengeſicht, auf welchem Flüche, Schimpfwörter, Arreſt, Stockhiebe, kurz der ganze Inbegriff der holländiſch-oſtindiſchen Disziplinirmethode zu leſen war. Er hielt auch redlich, was ſein Geſicht verſprach, insbeſondere ſchien die Bank der Stockhiebe eine wahre Theaterbühne für ihn zu ſein. Faſt täglich wurde ein Stück darauf aufgeführt, dem er als Direktor mit wahrem Behagen zuzuſehen ſchien. Die Leute wurden geſchlagen, daß ihnen das Blut durch die Hoſe drang, und dann in's Kachot geführt oder vielmehr geſchleppt, weil ſie gemeinlich kaum noch gehen konnten.

Der Gang unſerer täglichen Beſchäftigung war folgender. Morgens beim Anbruch des Tages, welcher in Batavia nach ſehr kurzer Dämmerung um 6 Uhr beginnt, ſo

wie er Abends um 6 Uhr regelmäßig aufhört, wurde Appell gehalten und Jedem eine Semmel und ein Glas Arack ausgetheilt. Wem dieß Frühstück nicht genügte, dem stand eine mit Sirup versüßte Tasse Kaffee nebst Olikuhk (Oelkuchen — aus Mehl und Pisang in Oel gebacken) zu Gebot, womit vor der Kaserne stets bei Tagesanbruch einige malaiische Männer und Weiber aufwarteten. Nach dem Frühstück wurde exercirt, bis die Hitze es nicht mehr zuließ, nämlich bis 9 oder 10 Uhr. Auf das Exerciren folgte das Essen, welches hauptsächlich aus Reiß, dem Hauptnahrungsmittel auf der Insel Java, bestand*). Nachmittags gegen 4 Uhr wurde wieder exercirt. Während der Zwischenzeit war es nicht erlaubt, auszugehen, weil die Hitze der Gesundheit zu nachtheilig war. Diese Zeit wurde meistens durch Schlaf ausgefüllt, dessen man sich nicht erwehren konnte. Wenn der Abend kam, zerstreute sich Alles umher in die Promenaden oder in die Kneipen und chinesischen Speisehäuser, wo man für wenig Geld gebratene Hühner, Kuchen, Fische, Reiß ꝛc. kaufen konnte. Eine Flasche Kapwein (dort Madera genannt) kostete nur einen Gulden, dagegen eine Flasche Bier ebensoviel. Ueberhaupt, was aus Europa kommt, was beim Transport schwer zu conserviren ist und was zum Luxus gehört, hat dort enorme Preise, wogegen die Landesprodukte ꝛc., woran in der Regel Ueberfluß ist, meist für ein Spottgeld zu haben sind. Um 9 Uhr wurde wieder Appell abgehalten und dann, nachdem man noch ein Glas Arack getrunken,

*) Zum gewöhnlichen Getränk eignet sich dort nicht das frische Wasser, wie bei uns, sondern kalter Thee, der in den dortigen Kasernen in Kufen zur Disposition steht. Das frische Wasser verursacht Bauchgrimmen und Diarrhoe.

mußte ſich Alles zu Bette verfügen. So verlebte man einen Tag, wie den anderen, exercirend, ſchlafend, eſſend und wieder ſchlafend. Es war ſtets beſondere, von der Laune der Officiere abhangende Erlaubniß nöthig, um aus dieſer engen Bahn einen Schritt herauszuthun und es erfoderte beſondere Bemühungen, um bei dieſer Beſchränkung und Abgeſchnittenheit einige Kenntniß von den Merkwürdigkeiten des Landes zu erhalten. Sogar zu einem Gang nach Batavia war beſonderer Urlaub nöthig. Nur Sonntags konnte man ſich einige Stunden umſehen. Alsdann hatte man auch die beſte Gelegenheit, ſich durch den ſeltnen Anblick der europäiſch-bataviſchen oder bataviſch-europäiſchen Civil-Elite zu erquicken. In eleganten Equipagen verſammelte ſich Sonntags Nachmittags eine Menge derſelben auf einem großen Platz, der in der Nähe eines pompöſen Verwaltungsgebäudes liegt, um der Muſik zuzuhören, die dort von dem Militair-Muſikkorps vorgetragen wurde. Dort ſah man den glänzendſten Kleiderluxus, die widerwärtigſte Rabobsgrandezza, die bleichſten, fadeſten Limonadegeſichter, kurz die Muſterkarte der bataviſchen feinen Welt. An Wochentagen fliegen dieſe ſeltnen Vögel faſt nur bei Abend aus. Fünf, ſechs bis ſieben Uhr iſt die Zeit, wo in Batavia die Europäer- und Thier-Welt lebendig wird. Eine Unzahl Equipagen fliegt durch die ſchönen Alleen und Promenaden umher, jede Equipage hinten und vorn mit malaiiſchen Dienern beſetzt, welche große, brennende Fakeln in den Händen halten. Die Schwärme dieſer rieſenhaften Johanniswürmer verſchönern die Abende durch einen wahrhaft magiſchen Reiz. Daneben beginnen die Thiere ihr vielſtimmiges Konzert: hier ſchwirrt eine Fledermaus oder vielmehr hundert, dort ſchreit ein Vogel,

dort ziſcht eine Schlange, dort brüllt ein rieſenhafter Froſch, dort läßt ein Gecko ſeinen widrigen Ruf erſchallen. Welch einen Lärm muß es erſt in den großen javaniſchen Wäldern geben, wo das Konzert durch Tiger, Büffel, Rhinozeroſſe ꝛc. ꝛc. vollſtändig gemacht wird! Dieſen geräuſchvollen Abenden folgen die herrlichſten Nächte, ganz geeignet, einen Dichter zu begeiſtern, eine Liebe zu beglücken, oder einen Fremdling in die ferne Heimath zu verſetzen, die unter den nie geſehenen Umgebungen bei Tage nichts ihm vorſpiegelt.

Das Leben der europäiſchen Nobleſſe in Batavia charakteriſirt ſich im Allgemeinen durch Weichlichkeit und Luxus. Der Tag wird, außer einer kurzen Berufsbeſchäftigung, ausgefüllt durch Schlafen, Baden, Eſſen, Trinken, Spazierenfahren u. ſ. w. Keine dieſer Verrichtungen geſchieht ohne die Beihülfe von gekauften oder ungekauften Sklaven und Sklavinnen. Dieß geht ſo weit, daß die Herrn ſich durch Sklaven ſogar die brennende Cigarre in den Mund ſtecken, und diejenigen, denen keine Ehehälfte im Wege ſteht, ſich durch Sklavinnen aus- und anziehen laſſen, wie die Sultane. Solch weichliches Leben führt natürlich auch zu allerlei raffinirten Kunſtſtücken der Sinnlichkeit. Es laſſen ſich z. B. diejenigen, die ſo weit ausgemergelt ſind, daß ſie weder zum rechten Schlafen, noch zum rechten Wachen die gehörige Kraft mehr haben, zu Beidem durch ihre Sklavinnen förmlich zurechtmachen: ſie laſſen durch Streicheln, Stoßen, Kneipen, Kneten u. ſ. w. (wofür es beſondere Kunſtausdrücke gibt) entweder den Körper ſo lang bearbeiten, bis er in den gewünſchten Schlaf fällt, oder durch veränderte Anwendung dieſer Mittel ihn ſo lang reizen, bis der halbtodte Lebens-

geiſt in ſeinem eingefallenen Grab ſich wieder zu regen beginnt. Bei dem Gedanken an derartige Scenen empfindet man doppelten Ekel, wenn man ſich dabei die breitmäulige Gourmandiſe eines holländiſchen Nabobs vorſtellt.

Was, neben den gedachten Privatvergnügungen, die öffentlichen betrifft, ſo beſchränken ſie ſich ſo ziemlich auf Ausflüge nach dem nah gelegenen Fort „Meester Cornelis," nach dem etwa zehn Stunden entfernten Buitenſorg, wo der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurs iſt, auf die Geſellſchaft in den enorm theuren Gaſthöfen und auf das Liebhabertheater. Letzteres befindet ſich in einem recht hübſchen Lokal, das eigens zu dieſem Zweck erbaut iſt. Ueber dem Eingang ſteht der Vers: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! Ich behaupte: nein. Für's Erſte bin ich der Meinung, daß die Holländer gar kein Theater haben ſollten, ſo lang ſie es durch ihre durchaus unpoetiſche und hanswurſtmäßige Sprache verunſtalten und lächerlich machen und zweitens iſt es keine laudanda voluntas, wenn man in Ermangelung von weiblichen vires die Weiberrollen durch männliche Subjekte beſetzt. So geſchieht es in dem Theater zu Weltevreden. Ich war einſt als Kommandeur von 20 Mann in das Theater beordert, um die militairiſche Staffage zu bilden und insbeſondere eine Feſtung anzugreifen, die in dem zu gebenden Stücke erobert werden mußte. Einſtweilen war bloß Probe, aber ſie war hinreichend, ſowohl um mir einen Begriff von dieſem Theaterweſen zu geben, als auch, um mich von der Vorſtellung ſelbſt zurückzuſchrecken, Letzteres namentlich deshalb, weil ich, was ich früher nicht gewußt, für meine Hülfe ein Trinkgeld und demgemäß meine Unterordnung zu erwarten hatte. Ich trat daher meinen Ehren-

poſten einem Andern ab. In gedachter Probe wurde, um von Anderm zu ſchweigen, ein hochtragiſch-ſentimentales Frauenzimmer durch einen hochaufgeſchoſſenen Komptoiriſten mit mächtiger Naſe und einer, die erlangte Pubertät noch halb in Zweifel laſſenden, rabenartig gebrochenen Stimme dargeſtellt. Auf ſolche Einfälle kann nur ein holländiſcher Geſchmack gerathen und nur einer holländiſchen Phantaſie mag bei derärtigen Darſtellungen die Illuſion möglich ſein. Es wurde mir erzählt, daß einſt bei einer ähnlichen Vorſtellung die zur Mitwirkung unter dem Befehl eines verhaßten Feldwebels kommandirten Soldaten den fingirten Krieg auf der Bühne zu einem wirklichen gemacht und in dem Tumult den Feldwebel der Art zugerichtet, daß er aus dem Theater mußte getragen werden. Dieß muß allerdings, um auch einen Gegenſatz gegen das Spiel des Komptoiriſten mitzutheilen, die Illuſion ſehr erleichtert haben.

Nach einem etwa dreiwöchentlichen Aufenthalt in Weltevreden erhielt unſer Detachement, als es hinlänglich einexercirt war, ſeine Beſtimmung nach Salatiga im Innern der Inſel Java. Auf Befehl meines Obriſten, welcher mich nicht ſchutzlos dem Schickſal der Uebrigen überlaſſen wollte, blieb ich allein zurück. Alle Anderen, ſelbſt mein Freund, wurden ohne Rückſicht fortgeſchickt. Ich trennte mich von ihm, ohne zu wiſſen, ob wir uns jemals wiederſehen würden, jedoch überließen wir uns der Hoffnung, daß ich es durch den Beiſtand des Obriſten bald zum Officier bringen und alsdann auch ihm behülflich ſein könnte. Es war überaus ſchmerzlich, daß wir, die wir uns zur Ausführung eines eben ſo großen, als freilich abenteuerlichen Planes vereint hatten, in einem fernen, fremden Lande ſchon ſo bald getrennt wurden;

allein die Trennung war ein Theil der Folgen, welche eben ein ſo ſchlecht berechneter Plan nothwendig haben mußte. Wir klagten weniger, weil wir uns ſelbſt anzuklagen hatten. Uebrigens war es ein unglücklicher Umſtand für uns, daß bereits vor unſerer Ankunft der Krieg auf Java aufgehört hatte und uns dadurch die ſonſt nicht ungewiſſe Ausſicht verſperrt war, das Land näher kennen zu lernen und den in unſerm Plan vorgezeichneten Weg zu forciren.

Nach einigen Wochen erhielt ich von meinem Freunde Nachricht. Er hatte bis zu dem neuen Kantonnement eine nichts weniger als angenehme Reiſe gehabt und zwar an der Blutdiarrhoe leidend, die ihn für einige Zeit in's Hospital brachte. Faſt die einzige Unterhaltung in ſeiner neuen Lage bot ein in der Nähe liegender feuerſpeiender Berg, der bisweilen ein ſchönes Schauſpiel gewährte. Von dem Detachement war nach ſo kurzer Zeit ſchon mehr als die Hälfte begraben und zwar meiſtens die ſtärkſten Leute. Man kann ſich danach einen Begriff von der Sterblichkeit unter dem javaniſch-holländiſchen Militair machen. Ich erhielt davon ein lebendiges Bild, als mir eines Tages die Wache und Aufſicht in dem Lazareth zu Weltevreden übertragen wurde. Daſſelbe beſteht aus mehreren, recht hübſchen und luftigen Gebäuden, in welchen die Kranken nach dem Grade oder der Art ihrer Krankheit vertheilt zu ſein ſchienen. Aus der Kaſerne hatte ich ſo Viele, den Einen von der Cholera ergriffen, den Anderen an der Blutdiarrhoe leidend, dorthin bringen ſehen, aber ſehr Wenige ſah ich zurückkommen und war daher neugierig, zu ſehen, welche noch am Leben wären. Zwiſchen zwei langen Reihen von Betten ging man hindurch

und ſah rechts und links die armen Menſchen in ihrem ſchrecklichen Zuſtande, blaß wie die Wand des Hospitals, hohläugig, ausgedörrt und nur durch hohles Röcheln verrathend, daß ſie noch zu dieſer Welt gehörten. Andere ſahen ſchwärzlich aus und ſchrieen vor Schmerz; wieder Andere wurden von rieſenhaften Blutigeln ausgeſogen, welche, dicker als ein Daumen, ihnen wie ſchwarze Schlangen auf dem Bauche lagen. Einen der Unterofficiere unſeres Detachements, einen Herrn von F — w, welcher Page bei einer preußiſchen Prinzeſſinn geweſen und ein talentvoller Kopf, wenn auch kein ſehr ehrenhafter Charakter war, ſah ich wie ein Geſpenſt auf ſeinem Bette liegen. Er hatte ein unbedeutendes Unwohlſein benutzt, um in's Hospital zu gelangen und dadurch dem unangenehmen Leben und der ſchlechten Behandlung in der Kaſerne zu entgehen. Dabei äußerte er den Entſchluß, lieber auf ſeinem Krankenbette zu vertrocknen, als wieder in die Kaſerne zuzückzukehren. Er hielt vollkommen Wort und iſt wirklich im Hospital, zur Mumie ausgetrocknet, geſtorben, nachdem er zuvor zur katholiſchen Religion übergegangen war, um mittelſt des Proſelytenlohnes, den er vom Geiſtlichen erhielt, ſich zu guter Letzt reichlich mit ſeiner Lieblingsſpeiſe, mit Apfelſinen, verſehen zu können.

Um das bataviſche Lazarethleben noch näher zu charakteriſiren, diene folgender kleine Vorfall, von dem ich ebenfalls Augenzeuge war. Ein Unterofficier lag in den letzten Zügen; ſein Todeskampf zeigte, daß er nicht fünf Minuten mehr zu leben hatte. Da man wußte, daß er noch einiges Geld in ſeiner Uniform hatte, ſchleppten ſich zwei Kranke aus ihren benachbarten Betten hinzu und begannen, ſeine Taſchen zu unterſuchen. Ich zeigte das

einem der Wärter an und machte ihn auf ſeine Pflicht aufmerkſam. Als er die Diebe (wie es ſchien, in nicht ſehr uneigennütziger Abſicht) vertreiben wollte, baten dieſelben, „dem armen kranken Mann die Fliegen vom Geſicht fortjagen zu dürfen.“ Das iſt eure Sache nicht, ſagte der Wärter, ſcheert euch weg! „Nun, antwortete Einer der Beiden, ſo wollen wir ihm den Daumen auf den Hals halten, dann iſt er eher weg. Wir theilen!“

Die Bedienung im Hospital geſchah durch Malaien, unter welchen ein kettenbeladener Prinz den Kranken die Speiſen ausſchöpfte. Er hatte, wie man ſagte, ſeinen Bruder ermordet. Sein Geſicht bewies nicht, daß er dazu unfähig geweſen. Dabei war er der ſchönſte Malaie, den ich geſehen und ſah, um einen bezeichnenden populären Ausdruck zu gebrauchen, aus, wie der lebendige Teufel. Sein Geſchäft verrichtete er mit großer Gewandtheit und einer wahrhaft prinzlichen Nonchalance und ſeine Ketten ſchüttelte er mit einem Stolz, als hätte er bedeuten wollen, daß er ſie nur zum Scherz trage und daß er ſie zerbrechen könne, wann es ihm beliebe.

Am Ende der Hospitalgebäude befand ſich ein kleines Häuschen, aus welchem allerlei verworrene Töne hervorkamen. Ich trat hinzu, um zu ſehen, was dort vorgehe. Das Häuschen hatte an der Seite ein Paar Oeffnungen, die eben groß genug waren, um von außen hineinzuſehen und von innen heraus dem Beſchauer plötzlich mit affenhafter Tücke das Geſicht zu zerkratzen. Das Geſchöpf, von welchem dieſe Tücke ausging, war ein Wahnſinniger, ein ganz nackter, abgemagerter Menſch. Er ſprach Teutſch und welches Teutſch! In ſeiner Idee war er ein Millionair, ein König und vertheilte den Sand, welcher das

einzige Mobilar seines Kerkers war, als Goldhaufen an seine Günstlinge. Unter diesen standen oben an seine Mutter und seine Geschwister. Wenn er seinen Reichthum vertheilt hatte, führte er Rechnung darüber mit seinen langen, zerrissenen Nägeln an der verkratzten Wand seines Pallastes. Doch nein, diese Wand war nicht das Kontobuch über seinen Reichthum, er bekratzte sie mit Briefen an seine Mutter und seine Geschwister, die er niemals wiedergesehen hat. Doch genug von dem Wahnsinnigen und den physischen Krankheiten. Jetzt Einiges von den moralischen.

Bei einem Magazinsmeister, bei dem ich eines Tages Reiß und Arack für unsere Abtheilung in Empfang zu nehmen kommandirt war, wurde ich zuerst aufmerksam auf die Betrügereien, die in Batavia und analog natürlich auch in den übrigen Theilen der Kolonie an der Tagesordnung sind. Der Mann sagte ganz offen, es komme ihm putzig vor, daß man sich über dergleichen wundern könne, in Ostindien müsse Jeder betrügen, so viel er könne, ein ehrlicher Mann komme dort gar nicht durch. Betrügen sei dort keine Sünde und er wünsche den Beamten zu kennen, der es nicht thue. Er berief sich sogar (ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht) auf das Beispiel des Gouvernements. Nach diesem offenherzigen Geständnisse wurde mir auch klar, warum unser Feldwebel, der mit dem Magazinsmeister stets in Berührung stand, so emsig dafür besorgt war, daß ich die Fouriergeschäfte mit den weniger lästigen Sergeantengeschäften vertauschen mußte. Der Feldwebel galt für einen Mann von 30 bis 40,000 Gulden, die er in nicht sehr langen Jahren erworben hatte. Da er nebst dem ihm befreundeten Fou-

rier den Schlüssel von dem Kleidermagazin und von der Proviantkammer hatte, ließ sich die Quelle, woraus die 30,000 Gulden geflossen, leicht errathen. Die Betrügereien indeß, die er hier verüben mogte, gingen bloß das Gouvernement an und wenn dasselbe sie nicht besser kontrolirte, so schien es dadurch seine Erlaubniß dazu zu ertheilen; das Schändlichste aber waren die Betrügereien, die er an den armen Soldaten beging. Er zahlte ohne alle Aufsicht die Löhnung aus und ich habe nicht ein einziges Mal gesehen, daß dieselbe richtig war. Immer litt jeder Soldat einige Pfenninge Schaden. Die Löhnung bestand stets in Kupfergeld, welches in Säcken sektionsweise vertheilt wurde. Fehlte nun in einem Sack etwas und der Unterofficier der Sektion beklagte sich darüber bei dem Feldwebel, so schob dieser stets mit affektirter Entrüstung die Schuld auf die „verfluchten Chinesen," bei denen das Kupfergeld eingewechselt worden war. Dabei versprach er, das nächste Mal Ersatz zu leisten, dieser bestand aber nur in neuer Betrügerei. Als Beispiel, wie unverschämt die Soldaten, ich mögte sagen von Regimentswegen betrogen wurden, diene Folgendes. An einem Nationalfesttage (ich weiß nicht mehr, welchem) wurde vor der Kaserne auf einem schönen Rasenplatz ein Traktement angerichtet, wobei die Soldaten unter allerlei ergötzlichen Spielen mit Arackpunsch und besondern Gerichten regalirt wurden. Alles war im Taumel und schrie über die Maßen Hurrah. Was folgte? Am nächsten Löhnungstage hielt man der Mannschaft die Hälfte des Soldes ab für die begeisterten Hurrah's, die sie auf Anordnung des Gouvernements dem König von Holland gebracht hatte. Man murrte darüber, aber Keiner wurde klagbar, weil man voraussah,

daß man ſich dadurch den bitterſten Verfolgungen ausgeſetzt hätte und weil die zuverläßige, abſchreckende Miene der Betrüger die Betrogenen in Zweifel ließ, bis zu welcher Inſtanz ſie hinaufzuſteigen hätten, um mit ihren Klagen Gehör zu finden. Man ließ es ſich gefallen und litt zum Lohn für dieſe Gefälligkeit vielleicht am nächſten Löhnungstag einen Pfenning weniger Schaden. Von ſolchen Klauen mag man auf die Löwen ſchließen. An dem erwähnten Nationalfeſttage hatte ich zufällig die Kaſernenwache zu kommandiren. Um 10 Uhr war von der Wachmannſchaft, der man auf höhern Befehl ihren Punſchantheil aus der Kaſerne zuſchickte, außer mir und ein Paar malaiiſchen Füſilieren, Niemand mehr nüchtern. Als ich um Mitternacht meinen Korporal wecken wollte, um die heranahende Ronde zu viſitiren, richtete er ſich von der Britſche halb in die Höhe und gab mir eine derbe Maulſchelle. Ich ſteckte ſie ruhig ein, da die Kriegsartikel mit Nationalpunſch ausgelöſcht waren. In der Eile ernannte ich einen neuen Korporal, einen wahren Polyphem, der in Neapel unter den Schweizern gedient hatte. Als er von ſeiner Ernennung hörte, ſprang er von der Britſche auf, riß ein Paar trunkne Nachbarn mit ſich hinaus und ſtürzte ſchlaftaumelnd und arackmuthig auf den Kapitain der Ronde los, um ihn zu — arretiren. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, das ärgſte Skandal zu verhüten.

Seitdem mein Freund von mir entfernt war, fühlte ich mich hinſichtlich des Umgangs ſo ziemlich auf mich ſelbſt reducirt. Bei Denen, die ich kennen lernte, traf ich auf zu viel Gemeinheit oder zu wenig Bildung, als daß ich beſondere Luſt gefühlt hätte, mich an ſie anzuſchließen. Unter ſolchen Umſtänden Allem, was aus Europa

kam, immer mehr entfremdet, ließ ich mir denn um ſo mehr angelegen ſein, meine Zerſtreuung und Geſellſchaft, ſo viel die Beſchränkung meiner Verhältniſſe es zuließ, javaniſch einzurichten und zuſammenzuſetzen. In dieſer Geſellſchaft würde eine javaniſche Gefährtinn den erſten Platz eingenommen haben, wenn ich beabſichtigt hätte, ſo lang auf der Inſel zu bleiben, daß ich nicht in die Lage gekommen wäre, Dasjenige gezwungen zu thun, was die javaniſchen Europäer ſo häufig aus Gewiſſenloſigkeit thun, nämlich das arme Geſchöpf im Stich zu laſſen oder zu verſtoßen. Alſo von den Freuden einer javaniſchen Idyllenhäuslichkeit, wie ich ſie mir träumte, ausgeſchloſſen, umgab ich mich, ohne daß durch dieſen Uebergang den Javanerinnen zu nahe getreten werden ſoll, mit einer Menge von Thieren. In meiner engen Stube, die nicht zwölf Fuß im Quadrat hatte, wohnte außer mir ein ſehr liebenswürdiger Affe, eine ungeheure Ohreule, ein Storch von der Größe eines Kranichs, eine am Strick liegende, ſieben Fuß lange, ſchwarz und gelb geringelte Schlange, mehrere Papageien, etwa dreißig Reißvögel, einige goldgrüne Tauben u. ſ. w. Der Affe war unter dieſer Geſellſchaft natürlich die Hauptperſon, die anderen dienten ihm bloß als Mittel zu ſeinen Späßen. Insbeſondere machte er ſich viel mit der Ohreule zu ſchaffen: bald zog er ſie beim Schwanz, bald bei den Flügeln, bald ſuchte er ihr den Schnabel aufzubrechen, bald ritt er auf ihr u. ſ. w. Das Alles litt die Eule ganz geduldig, ſo lang es Tag war. Im Dunkel aber durfte ihr Niemand zu nahe kommen. Sie war zugleich nützlich, indem ſie unter den Ratten aufräumte, die bei Nacht ſchaarenweiſe und mit lautem Gekurr in meine Stube drangen. Vor der

Schlange hätte der Affe eine unbeschreibliche Angst, ich brauchte sie ihm nur von fern zu zeigen, so machte er Sätze bis an die Decke.

Der Wärter meiner Menagerie und zugleich meiner Person war ein Malaie, ein äußerst gutmüthiger und kindlicher Mensch. Er hatte meine Aufmerksamkeit erregt durch seine Gewandtheit und durch die originelle Art, wie ich ihn irgendwo die Stiefel putzen gesehen, indem er nämlich mit einem etwa zollangen Daumennagel, den er wie ein Messer gebrauchte, aus der Rath an der Sohle den Dreck herausschälte. Bewaffnet mit einer Büchse und in Gesellschaft dieses nagelbewaffneten Begleiters durchstrich ich, sobald ich einige Stunden mein nennen konnte, die nahgelegenen Wälder und Sümpfe, in welchen Reiß und Zuckerrohr wuchs. Zu jagen fand ich freilich außer kleinen Papageien, Tauben, Störchen ꝛc. nichts, weil die Gegend dort überall bewohnt war, aber es gab doch Manches zu sehen, das mir neu und interessant war. Bald hatte ich Gelegenheit, die schönsten und mannigfaltigsten Bäume zu bewundern, bald stießen wir auf ein schönes Landhaus, bald auf einen barocken malaiischen Tempel, dessen Wächter uns bei der Annäherung feierlich durch Winke zurückwies, bald auf einen malaiischen Kirchhof, wo ein Priester über den Gräbern laut in einem Buche las, welches wahrscheinlich der Koran war, bald kamen wir in ein malaiisches Dorf (Campo malaio), wo die Mädchen und Weiber in die Häuser flüchteten, sobald sie mich sahen, bald trafen wir auf eine Heerde Büffelochsen*), vor

*) Diese Büffel, die dem Malaien den geduldigsten Gehorsam leisten und sich ihm durch ihre Dienste als Zugthiere unentbehrlich ma-

denen ich selbst flüchten mußte, indem sie wüthend auf meine weiße Kleidung losstürmten. Auf einer unserer Wanderungen bat mich mein Begleiter, in seiner Wohnung zuzusprechen. Es war eine aus Bambusrohr gebaute Hütte, die in dichtem Gebüsch versteckt lag. Sobald wir eingetreten waren, ließ er durch seine Frau Reiß mit getrockneten Fischen (die Lieblingskost der Malaien) herbeischaffen und schickte seinen Sohn auf einen Kokosnußbaum, um einige Nüsse*) herabzuwerfen. Ich konnte dem gutmüthigen Menschen ansehen, wie wohl es ihm that, daß ich unbedeutende Person, die er wie einen einkehrenden Prinzen behandelte, mich mit seiner gastfreundlichen Bewirthung zufrieden zeigte.

Der Mensch besaß eine fast rührende Naivität und Leichtgläubigkeit. So z. B. war er überzeugt von der Wahrheit der unter den Aufgeklärtern seiner Nation wenig mehr geglaubten, von den Holländern listiger Weise ausgestreuten Sage, daß die in Ostindien sterbenden Europäer in Holland wieder auferständen und fortwährend wiederkehrten, so daß das Tödten derselben nichts fruchte. Auch glaubte er unter Anderm, die Affen könnten sprechen, sie seien aber aus Klugheit stumm, weil sie fürchteten, gleich den Malaien von den Holländern zu Arbei-

---

chen, scheinen gegen die Europäer, insbesondere mit etwas auffallender Kleidung, eine wahre Malice zu hegen. Auch sind sie bei ihrer imposanten Figur und ihren ellenlangen Hörnern wohl geeignet, Respekt einzuflößen. Im Malaiischen heißen sie **Karabau** — ein wahrer Büffelname.

*) Sie werden meistens gebraucht, wenn sie noch grün und weich sind. Man schneidet die Spitze ab und trinkt den Saft heraus — ein süßsäuerliches, äußerst angenehmes und kühlendes Getränk.

ten und Kriegsdienſten angehalten zu werden. Die Malaien, welche zwar flink und gewandt, aber zugleich arbeitsſcheu und freiheitliebend ſind, haben zu dergleichen Dienſten wenig Neigung, wozu die Behandlung auch das ihrige beitragen mag. Dennoch haben die Holländer viel malaiiſches Militair, meiſt von den benachbarten Inſeln, ſogar reitende Artillerie. Am beſten dienen ihnen die Amboineſen, aus denen in Batavia die Gensdarmerie beſtand. Sie ſehen komiſch aus, wenn ſie in ihrer Uniform, einen einzigen Sporn an dem nackten Fuß, auf ihren kleinen Pferdchen daherreiten, ſollen aber vortreffliche Polizeibeamten ſein und viel Muth beſitzen. Sie ſind das Schrecken der Deſerteurs, deren Keiner ihnen entgeht.

Ich hatte Gelegenheit, Zuſchauer bei den Feierlichkeiten einer glänzenden malaiiſchen Hochzeit zu ſein, welche ein merkwürdiges Schauſpiel darboten. Die Braut war die Tochter eines reichen Malaien, eines ſo genannten Kaptein malaio (welches eine Art Scheffen über einen gewiſſen Bezirk zu bedeuten ſchien). Der Bräutigam war ein nicht minder reicher junger Malaie. Am Tag der Hochzeit wurde die Braut in Geſellſchaft ihrer Mutter und einiger Freundinnen von etwa 30 bis 40 Trägern in einem auf Bambusrohren ruhenden, ſehr hübſchen Zelt oder Baldachin durch die Stadt umhergetragen. Hinter der Braut ritt auf einem kleinen beſcheidenen Pferdchen der unter Anderm mit einem in gold'ner Scheide hangenden Dolch (Kriss) und einer von diamantenen Blumen ſtrotzenden Kopfbedeckung gezierte Bräutigam. Hinter dem Bräutigam folgte ein Schwarm Muſikanten, die mit allerlei Inſtrumenten, namentlich aber mit Hörnern, eine ſo gellende, fürchterliche Blechmuſik machten, daß man für

immer das musikalische Gehör dabei hätte verlieren können. An die Musikanten schloß sich ein fast unübersehbar langer Zug von allerlei Figuren an, aus welchem riesenhafte Drachen, Elephanten, ungeschlachte Riesengestalten ꝛc. ꝛc. hervorragten, die sämmtlich von Pappdeckel oder dergleichen Material fabricirt waren. Dieser wunderliche Zug von Ungeheuern, von dem ich nicht weiß, ob er bloß zur Zier des Festes diente oder ob er etwa eine bildliche Darstellung der Folgen einer Heirath sein sollte, bewegte sich nach dem Hause der Braut hin, wo die Trauung vor sich ging. Die Ceremonie geschah geheim im Hause und Das, was man mir davon erzählte, mag ich hier nicht mittheilen. Draußen war unterdeß fortwährender Jubel. An der einen Seite standen lange, mit unzähligen Gerichten besetzte Tische, auf der andern wurden bei europäischer, aber von Malaien auf einem Gerüst vorgetragener Tanzmusik allerlei Tänze und Possen aufgeführt, die bis in die Nacht hinein fortzudauern schienen. Das Kasernenhorn verbot mir, das Ende des Festes abzuwarten.

Das Sonderbarste und Pikanteste, das ich im Leben der batavischen Malaien beobachtet habe, waren ihre Abendvergnügungen in einem Hause, welches der Freundschaft und Liebe geweiht zu sein schien. Sobald man in das Haus hineintrat, sah man links eine Ladenbank, auf welcher Opium verkauft wurde. Rechts trat man in eine große Stube, in welcher mehrere tischähnliche Gerüste standen. Auf diesen Gerüsten lagen je in einem Kreis die Mitglieder der Gesellschaft. In jedem Kreis zirkulirte eine Pfeife, aus welcher kleine, mit Opium geschwängerte Tabackkügelchen in langen, wollüstigen Zügen geraucht wurden. Außerdem saßen auf jedem Tisch zwei Kampfhähne, denen man Opium-

dampf um den Kopf hauchte, während man ſie ſtreichelnd und ſtoßend gegen einander hetzte. Bei dem ganzen Vergnügen wurde ſelten ein Wort geſprochen, die Menſchen ſchienen meiſtens in ſtiller, träger Verdaumng ihrer Opiumwonne hingegeben. Manche lagen ganz berauſcht und betäubt auf dem Boden umher. Der Genuß des Opiums ſoll die Menſchen von mahomedaniſchem Glauben in der Phantaſie durch ihre ſieben Himmel hinaufzaubern. Für dieſe der aufgeregten Phantaſie vorgezauberten Himmel war bei unſern Malaien auch in der Wirklichkeit geſorgt. Man trat durch ihre opiumqualmende Freundſchaftsſtube hinaus in den Salon der Liebe. Er war rings herum eingefaßt mit halbdurchſichtigen, aus Bambus geflochtenen Zellen, in welchen die Opiumbezauberten, mit ihren Houri's zu engen Liebesknäueln verflochten, der ſtillen Verzückung in's Paradies überlaſſen zu ſein ſchienen. Es regte ſich nichts an ihnen,als ihre glänzenden Augen, die bald im Feuer gutmüthiger Vergnüglichkeit ſpielten, bald in eiferſüchtiger Glut den Betrachter auflammten.

Unter den Malaiinnen habe ich manches reizende Geſchöpf geſehen, insbeſondere unter denen, welche von einem chineſiſchen oder europäiſchen Vater und einer malaiiſchen Mutter abſtammten. Man ſah ſie am häufigſten zu Weltevreden auf den beiden Märkten (basar bahru [neuer Markt] und basar malaio), auf welchen allerlei Landesprodukte, als Früchte, Gemüſe ꝛc. ꝛc. zum Verkauf ausgeboten wurden. Das Schönſte an ihnen war in der Regel, wie an den Männern, ihre Geſtalt, die unter der dünnen, eng um die Hüften anſchließenden Kleidung die üppigſten Formen zeigte. Ueber den Hüften trugen ſie einen Gürtel, der in der Regel von Silber war. Bei manchen ſtand

das Geſicht, obſchon es braungelblich war, mit dem Körperbau im beſten Verhältniß: ſie hatten ſo ſprechende Mündchen, ſo ſchnippiſche Näschen und unter den ſcharf gezeichneten, ſchön gewölbten Augbrauen ſo ſeelenvolle Augen, ſo poetiſche ſchwarze Vergißmeinnicht, daß man ſchwer an ihnen vorübergehen konnte, ohne ſie durch Beweiſe ſeines guten Geſchmacks und durch enthuſiaſtiſche Aufmerkſamkeit, die ſie in ihrer Unſchuld als Frechheit auslegten, in Verlegenheit zu ſetzen. Dabei war über ihre Haltung und ihr Benehmen eine gewiſſe indiſche Träumerei, ein orientaliſcher Zauber ausgegoſſen, wobei man hätte zum Mahomedaner werden mögen. Zwei Dinge ſind es aber, die bei den meiſten, namentlich bei den zur niedrigſten Klaſſe gehörigen, jenen Zauber unangenehm beeinträchtigen, nämlich das ſtarkduftende, mit Kokosnußöl pomadiſirte Haar und die bisweilen zollang aus dem Mund herausragenden Pruimchen. Sie wickeln in ein Betelblatt etwas haarfein geſchnittenen Taback mit Kalk und einem Stückchen Arekanuß und auf dieſem pikanten Paketchen lutſchen ſie mit ihren oft zu würdigerm Gebrauch geſchaffenen Lippen, wie ein Kind auf einem Stückchen Süßholz. Die ihren Reizen nachtheiligſte Folge dieſes ſonderbaren, ihren Männern abgeſehenen Vergnügens iſt, außer der Verunſtaltung ihres Mundes, die, daß ihre ſchönen Zähne durch den Saft des Siri, wie ſie jenes Kompoſitum nennen, kohlſchwarz gebeizt werden. Der Saft, den ſie von Zeit zu Zeit ausſpeien, iſt blutroth, beizt Flecken, die gar nicht auszuwaſchen ſind und dient den boshaften Schelminnen bisweilen als Dinte, mit welcher ſie den zudringlichen Europäern die beſchämende Entdeckung ihrer fruchtloſen Bewerbung auf die weißen Kleider ſchreiben, d. i. ſpeien.

Man ſagt, daß ſie im entgegengeſetzten Fall, wo nämlich der Bewerber Gehör findet, ihm dieß durch Ueberreichung eines Stücks Zuckerrohr zu verſtehen geben — eine allerliebſte Art, dieß Sprechen durch das Zuckerrohr. In einem Lande des ſüdlichen Afrika ſoll es bei den Schönen Sitte ſein, auf ähnliche Art durch die Tabackspfeife zu ſprechen, woraus dem Begünſtigten zu rauchen erlaubt wird. Nähmen doch auch unſere Damen eine derartige Sitte an! Sie könnten ja füglich z. B. durch die Blume ſprechen. Aber bei uns erſcheint es leider noch immer als Sünde, wenn ein Frauenzimmer ſich wahr zeigt und es mag noch lange Jahre währen, bis wir ſo aufgeklärt ſind, daß unſere Damen, ſtatt durch die Mittel raffinirter Koquetterie ihre Wünſche anzudeuten, die offene Sprache der Javanerinn reden und unſer an Poeſie verarmtes Leben durch eine ſolche, ihren moraliſchen Werth wahrlich nicht herabſetzende Rückkehr zur Naturwahrheit bereichern werden.

Die hübſcheſten Javanerinnen ſind vielleicht, eiferſüchtig verborgen, als Kebsweiber im Beſitze der in den holländiſchen Kolonien angeſiedelten Chineſen, dieſer ekelhafteſten aller Menſchen, die dabei mit thieriſcher Begier auf das ſchöne Geſchlecht verſeſſen ſein ſollen. Es gibt wohl keine Nation auf der Erde, in deren ganzer Erſcheinung, in deren ganzem Weſen ſich eine ſo gemeine Seele und eine ſo niedrige, entſchiedene, obligate Sklavennatur ausſpräche, wie dieß bei den Chineſen der Fall iſt. Von Allem, was einen Mann zieren kann, iſt bei den Chineſen durchgängig keine Spur zu finden, keine Männlichkeit, keine Würde, keine Kraft, keine Schönheit; ebenſo wenig ſpricht ſich an ihnen aus, was ſie als Menſchen zieren könnte, keine Seele und kein Herz. Es iſt mir nie, ſelbſt ſpäter am Kap der guten

Hoffnung unter den häßlichen Hottentotten, Madagaskaren und Mozambikern nicht, eine so widerliche Menschenerscheinung vorgekommen, als die Chineſen, die ich geſehen. Nicht ohne Abſcheu konnte ich dieſe ſpitzen, geſchorenen, mit großen, thieriſchen Ohren und ſchwanzartigen Zöpfen gezierten Philiſterköpfe, dieſe enggeſchlitzten, verſchobenen Augen, dieſe gierigen, weitgeſpaltenen Mäuler, aus denen ſie eine widrige Sprache hervorſchnattern, dieſen grinſenden Schacherausdruck in den Geſichtern, dieſe kraftloſe Bedientenhaltung betrachten. Die Malaien, in deren Weſen ſich häufig ein männlicher Trotz und Stolz ausſpricht, ſind wahre Könige gegen die chineſiſchen Schwächlinge. Das ganze Streben dieſer Menſchen iſt auf den Schacher gerichtet und ſie beſitzen dazu alle nöthigen Eigenſchaften und Fertigkeiten. In Batavia ſagt ein Sprichwort, aus einem Chineſen könne man drei Juden ſchneiden. Dabei darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Chineſen außer ihrem Schacher eine weit nützlichere und würdigere Thätigkeit entwickeln, als gemeinlich die Juden, denn in ihren Händen iſt faſt jedes Handwerk und ſie arbeiten, wenn alle Andern ſchlafen. Freilich zeigt ſich bei Allem, daß die Triebfeder ihrer Thätigkeit die Geldgier iſt. In der fürchterlichſten Mittagshitze, wo alle Straßen öde ſind, trägt der Chineſe ſeine Hauſirwaaren umher und kündigt ſich mit ſeiner Klapper den Käufern an. Wie weit ihre Induſtrie geht, zeigte Einer, der ſich täglich zu gewiſſen Stunden in unſerer Kaſerne umhertrieb und deſſen Geſchäft neben der Bartſcheererei ꝛc. im Ohrenreinigen beſtand, — eine Verrichtung, die er mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Leichtigkeit vollbrachte. Während einer ſolchen Operation hatte er einſt das Unglück,

daß ein Soldat ihm unversehens den Zopf abschnitt — ein Verbrechen, das ihn fast wahnsinnig machte, denn ein solcher Raub ist nicht geringer anzuschlagen, als wenn man z. B. bei uns einem Adlichen plötzlich die Präposition von seinem Namen abschneiden könnte. Die Geldgier macht die Chinesen auch zu den leidenschaftlichsten Spielern und es ist ein wahrhafter physiognomischer Genuß, beim Spiel ihre Fratzen zu beobachten.

Merkwürdig ist der chinesische Kirchhof bei Batavia, ein wahres Gräbermeer, in welchem die einzelnen, backofenähnlichen Gräber die Wellen bilden. Man wird von unbeschreiblichen Empfindungen erfüllt, wenn man auf den Gräbern so fremdartiger Menschen umherwandelt und sich die europäischen Vorstellungen von jener Welt mit asiatischen durcheinander drängen. — Außer Malaien und Chinesen sieht man in Batavia auch häufig Exemplare von allerlei andern asiatischen Völkern, z. B. Bengalen, Perser, Armenier u. s. w.

Auf das bisher kurz und skizzenhaft Mitgetheilte und das im folgenden Kapitel Enthaltene beschränken sich so ziemlich meine mittheilenswerthen Wahrnehmungen und Erlebnisse in Bezug auf die Merkwürdigkeiten des Landes. Ich enthalte mich, über das Verhältniß der Holländer zu den Eingeborenen, über ihren Handel, über die Art der Civilverwaltung ꝛc. etwas mitzutheilen, theils weil ich nicht Gelegenheit hatte, dieß Alles persönlich genauer kennen zu lernen, theils weil andere Reisebeschreibungen sich darüber bereits werden ausgelassen haben. Ich komme indeß nochmals auf das javanische Militairleben zurück, weil ein Hauptzweck dieser Schrift ist, dasselbe in das verdiente Licht zu setzen und für diejenigen, welche darin

ihr Glück zu ſuchen in Gefahr ſind, eine Warnungstafel aufzuſtellen.

In Holland ſelbſt, wo man die oſtindiſchen Angelegenheiten natürlich beſſer kennt, als in Teutſchland, ſieht man Java halb als einen Verbannungsort an, wohin in der Regel nur diejenigen ſubordinirten Militairs zu gehen ſich entſchließen, zu deren Sicherung und Fortkommen eine Entfernung von einigen Tauſend Meilen nöthig geworden iſt. Die Teutſchen und ſonſtigen Ausländer wiſſen davon nichts, ſie lernen das javaniſche Leben erſt näher kennen, wenn es zu ſpät und die Klappe an der Falle zugeſchlagen iſt. Wie ſehr ſich die Holländer auch in ſonſtigen Dingen, namentlich in ihrer Handelspolitik, gegen Teutſchland, deſſen entfremdete Söhne ſie ſind, abzuſperren ſuchen, — wo es gilt, die Teutſchen in ihr Netz zu bringen, ſie zu ihren Sklaven zu machen, ſie in ihr Handelsjoch zu ſchmieden, ſie nach Batavia zu ſpediren, da ſind ſie die zugänglichſten, zuvorkommendſten Leute von der Welt, da öffnen ſie die Arme für ganz Teutſchland. Es iſt unglaublich, wie vielen Teutſchen die Holländer in ſolchem Sinn die Arme geöffnet, wie viel Tauſende ſie ſchon auf Java tyranniſirt und begraben haben — dieſe eigenſüchtigen, hochmüthigen Geldhelden, die uns, wo ſie können, brüderlich ausbeuten und hinterher noch mit den plumpſten Spottnamen beehren. Kehrt aus ihren Klauen ein einzelner Glücklicher, vielleicht mit voller Taſche, in ſein Vaterland zurück, ſo iſt der natürlich nicht geeignet, ein abſchreckendes Beiſpiel zu liefern; die Tauſende von Unglücklichen aber, die ſolche Beiſpiele abgeben könnten, ſehen ihre Landsleute ſelten wieder. Entweder ſterben ſie, oder man macht ihnen, wenn ſie

in seltnen Fällen das Ende ihrer sechs Jahre lebendig erreicht, alle mögliche Schwierigkeiten, um ihnen den Rückweg zu versperren und sie vielleicht zum Kapituliren zu zwingen. Solcher Beispiele sind mir mehrere vorgekommen. In diesen Umständen hat man den Grund der in den Zeitungen wenig oder gar nicht besprochenen Erscheinung zu suchen, daß noch fortwährend so viel Menschen als holländische Militairs nach Batavia strömen und daß vor solchen Expeditionen nicht öffentlich gewarnt worden ist*).

---

*) Der Verfasser dieser Schrift, der sich bei ihrer Abfassung schonungslose Offenheit in Bezug auf Andere, wie in Bezug auf seine Person zum Gesetz gemacht, freut sich um so mehr, mit seinen Warnungen jetzt auftreten zu können, da sie eben jetzt vielleicht nöthiger sind, als je. Die neueren Nachrichten melden, daß die Holländer auch auf der Insel Sumatra bedeutend um sich greifen. Zur Ausführung ihrer Plane, welche vielleicht die gänzliche Eroberung dieser gegen 8000 □Meilen großen Insel zum Endziel haben, werden bedeutende Streitkräfte erforderlich sein. Diese Streitkräfte wird wieder, wenn keine warnende Stimme sich erhebt, zum größten Theil unser zuvorkommendes teutsches Vaterland aufzubringen haben. Die Teutschen haben am meisten dazu beigetragen, ihren gierigen Handelsfeind stark und übermüthig zu machen. Es ist Zeit, daß dieß aufhöre, es ist wahrlich genug, daß Holland das teutsche Geld verschlingt, das teutsche Blut mag sich wenigstens für das eigene Vaterland aufsparen. Die günstigen Handelsverhältnisse, die den Holländern in neuerer Zeit (und zwar, wie Viele behaupten, nicht eben zum Vortheil Teutschlands) sich zu bilden gelungen, müssen zur Folge haben, daß ihre Kolonieen nicht genug Produkte mehr aufliefern, um das gutmüthige Teutschland reichlich genug versorgen zu können. Deshalb müssen neue Kolonieen erobert werden und ohne Zweifel macht man dabei seine Rechnung darauf, daß, wie bisher, die Unbesonnenheit unserer Landsleute und ihre

Das holländisch-ostindische Militair hat schwerlich seines Gleichen. Zusammengesetzt aus Menschen fast jeder Nation, jedes Standes, jedes Grades der Schlechtigkeit und Gemeinheit bildet es ein wahres Pasquill auf seinen Namen, ein wahres Banditenkorps. Liederlichkeit und Rohheit, welcher die asiatische Schlaffheit und Verderbtheit sehr zu Statten kommt, machen seinen Hauptcharakter aus und nur der Stock, die gewöhnlichste Strafe, sichert vor einer gänzlichen Ungebundenheit. Daß dabei auch im Dienst keine militairische Disziplin und Ordnung bestehen kann, läßt sich leicht denken. Dieß wird indeß eben so sehr von oben herunter bewirkt, als von unten herauf: wie die Soldaten, sind sehr häufig die Officiere*) und wie die Officiere, so ist die Behandlung. Mit Flüchen wird kommandirt, mit Flüchen gehorsamt. Die Leidenschaft sündigt, die Leidenschaft rügt, die Leidenschaft macht den Rapport, die Leidenschaft bestraft. Milde wird Nachläßigkeit, Strafe wird Kujonade, Strenge wird Tyrannei. Dabei wird keine Rücksicht auf Bildung, auf Haltung, auf Menschenwerth genommen, kein Unterschied gemacht, Alles

---

Unbekanntschaft mit den ostindischen Verhältnissen, so wie die Gewandtheit der holländischen Werber genug teutsche Schlachtopfer liefern werden, um auf ihnen auch den Dolch des wilden Sumatresen abstumpfen zu lassen.

*) Von der Rohheit der dortigen Officiere kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie zur Zeit meiner Anwesenheit in Weltevreden es mehrere Tage lang zu einem Hauptzeitvertreib machten, aus den Fenstern die Hunde todtzuschießen, die auf dem zwischen ihrer und unserer Kaserne befindlichen Rasenplatz sehr häufig umherliefen. Das Skandal hörte erst auf, als es der Sicherheit der Menschen wegen höhern Orts verboten werden mußte.

gehört in eine Kathegorie, in die Kathegorie uniformirter Sklaven, deren Endbestimmung ist, unsern kaufmännischen Nachbarn ihren Kaffee und Zucker zu sichern. Mit dieser Aussicht nivellirt sich auch der Standpunkt, von welchem aus die dortigen Civilisten die subalternen Militairs beurtheilen: bei ihnen hat man so wenig auf die mindeste Achtung, als beim Militair auf Schonung zu rechnen.

Obgleich die physischen Uebel gegen diese moralischen zurücktreten, so sind sie doch keineswegs zu übersehen. Die Insel Java ist anzusehen als eine große Menschenfalle, als ein einziges großes Grab. Wo die Eingeborenen nicht Krieg führen, werden sie durch pestartige Krankheiten, namentlich durch die Cholera, abgelös't. Ist der Soldat im Felde, so machen schlechte Kost, schlechte Pflege, die Strapazen in der fürchterlichen Hitze, die Märsche durch das verschiedenartigste, bald gebirgige, bald sumpfige Terrain beinahe die Waffen des Feindes überflüssig: das Land selbst scheint die Fremdlinge seinen Bewohnern zu mißgönnen.

Was nun das Avancement betrifft, wovon man sich in der Regel so glänzende Vorstellungen macht, so glaube ich wohl, daß in Kriegszeiten dazu in den holländischen Kolonien für tüchtige Soldaten Aussicht genug vorhanden ist, denn an Muth, dem Hauptmittel zum Avancement, kann bei solchem Militair kein Ueberfluß sein. Der Krieg ist indeß dort nicht mehr so häufig*) und selten weiter als über kleine aufrührerische Distrikte verbreitet, so daß es, vom militairischen Gesichtspunkte betrachtet, schon ein Glück genannt werden kann, in der Nähe solcher Distrikte stationirt

*) Dieß wurde vor der Zeit geschrieben, wo die Nachrichten von den Expeditionen auf Sumatra hier einliefen.

zu ſein. Uebrigens muß auch dieß Glück wohl ſehr beeinträchtigt werden durch die Vorſtellung, daß man gegen Menſchen ficht, an deren Stelle man ſchwerlich Unrecht zu haben glauben würde und die nur als Opfer niedriger Geldgier zu betrachten ſind. — die Ausſichten in Friedenszeiten ſind ſehr ſchlecht, denn die Soldaten werden geopfert, die Officiere konſerviren ſich beſſer und häufen ſich an, ſo daß der Menge von Antichambrirenden die Thüre zum Avancement ſelten durch das Bedürfniß geöffnet wird. Als ich in Weltevreden mit meinem Obriſten über meine Ausſichten ſprach, hörte ich, daß mir noch 75 Aſpiranten den Weg vertraten, deren Viele ſchon vor mehreren Jahren das Examen gemacht hatten und noch immer vergebens auf die Epaulets warteten. „Unter ſolchen Umſtänden, ſagte der Obriſt, könnte ich ihnen nicht voran helfen, wenn Sie mein eigener Sohn wären. Ich konnte Sie nur in meiner Nähe zurückbehalten, um Sie zu ſchützen und für den Fall bereit zu halten, daß die Ereigniſſe ihnen irgend eine unerwartete Ausſicht eröffneten.“

An einer ſolchen Ausſicht begann ich nach drei Monaten zu verzweifeln und durch die getäuſchten Hoffnungen und alle die unangenehmen Erfahrungen ward mir meine Lage immer unausſtehlicher. Mein Blick richtete ſich aus der hoffnungsloſen Zukunft immer mehr in die Vergangenheit, ich wurde hypochondriſch und bekam das Heimweh, oder, wenn ich den Ausdruck erfinden darf, das Fremdweh. Es liegt in unſerer Natur, daß wir, wenn wir uns in einer ſchlimmern Lage befinden, als die, worin wir waren, uns nicht bloß das Angenehme zurückwünſchen, das wir *hatten*, ſondern uns auch nach Dem ſehnen, was wir möglicher Weiſe hätten *haben können*. Solche Amplifizirung und

Ausschmückung des verlorenen Angenehmen muß natürlich das vorhandene Unangenehme ebenfalls verdoppeln; bei mir machte sie allmälig das Vaterland zum Himmel, Batavia zur Hölle. Meine Reiseplane, die ich nun doch keine Aussicht hatte ausführen zu können, gab ich auf und alle meine Wünsche vereinigten sich in das einzige Verlangen, aus meiner Lage befreit zu werden und in meine Heimath zurückzukehren.

In solcher Stimmung begab ich mich zu meinem Obristen, stellte ihm meine Lage vor und bat ihn, mir zur Rückkehr nach Europa behülflich zu sein. Hab' ich es Ihnen nicht gesagt? sprach er, doch seien Sie ruhig, ich werde Ihnen helfen. Er trug mir auf, ihm ein Gesuch an den Gouverneur einzureichen, worin ich meinen Wunsch und das Anerbieten ausdrückte, dem Gouvernement die Kosten meiner Ueberfahrt zu erstatten und die Rückreise auf eigene Kosten anzutreten. Meine Bitte wurde erfüllt, ich bezahlte das Geld, das ich noch hatte, das fehlende lieh mir der Obrist dazu und ich war wieder freier Mann, frei von Zwang, aber auch von Geld. Vergebens sah ich mich nach einem Schiff um, das mich nach Europa zurückbrächte, kein Kapitain wollte sich mit mir einlassen. Auch aus dieser Verlegenheit ward ich durch den Obristen befreit. Auf seine Empfehlung versprach mir ein Schiffskapitain einen Platz. Der Obrist gab mir indeß nicht bloß seine Empfehlung mit, sondern er unterzeichnete auch als Bürge einen Wechsel von 600 Gulden, welche ich für die Ueberfahrt nach Europa bezahlen mußte.

Ich bleibe dem Obristen ewig erkenntlich und zwar nicht sowohl für Das, was er an mir gethan, als für Das, was er an einem Menschen in Batavia gethan. Meine

dortigen Erfahrungen ergaben dreierlei: die schönsten Blumen, aber ohne Geruch, die schönsten Vögel, aber ohne Gesang *), die beglücktesten Menschen, aber ohne — Herz. Der Obrist machte eine Ausnahme. Ich schmeichelte ihm durch nichts als durch einen Brief, den ich ihm nach meiner Abreise übergeben ließ und worin ich seinem Edelsinn auch meinen Freund **) empfahl.

Vor dem Antrit meiner Rückreise erhielt ich einen Brief aus Salatiga von einem mit mir nach Batavia gekommenen Unterofficier, einem Luxemburger, der trotz seinem leichten französischen Sinn durch sein Schicksal ganz niedergebeugt

---

*) Nur einen einzigen Vogel habe ich in Batavia gehört, der einen wohlklingenden Ton von sich gab. Ich hörte ihn meist in den herrlichen Nächten zu Weltevreden oder in der Frühe. Er rief beständig mit einem unbeschreiblich wehmütigen Ton aber mit überraschender Deutlichkeit den Namen Itús aus und erinnerte mich immer an die Nachtigallsworte des Sophokles:

Ἴτυν, αἰὲν Ἴτυν ὀλοφύρεται.

Ich muß die Schwäche gestehen, daß der Ruf dieses Vogels mein Heimweh nicht wenig vergrößerte. Es war, als riefe er mir immer mit seiner süßklagenden Eindringlichkeit zu: kehre zurück in die Fluren und Wälder, wo du jene Worte gelernt und dir so oft vorgesagt hast. Die Heimath ist dein Itús geworden.

**) Ich schied von Batavia mit dem Versprechen, bei den Verwandten meines Freundes nach meiner Rückkehr sofort Alles in's Werk zu setzen, um ihm ebenfalls die Mittel zur Erlösung zu verschaffen. Er wurde, wahrscheinlich durch Hülfe des Obristen, erlöst, starb aber auf der Heimreise in der Nähe von St. Helena an den Folgen des Lebens auf der Insel Java. Der letzte Wunsch, den er mir zu erkennen gegeben, war der, daß ich eine Warnungsschrift über das javanische Militairleben veröffentlichen möge.

war. Als Beleg zu den vorstehenden Warnungen theile ich einige Stellen aus dem Briefe mit.

„Unsere unglückliche Reise zur See bis Samarang wird „Ihnen M. wohl erzählt haben, dem ich darüber geschrieben. „Die tyrannische Behandlung eines dortigen Majors hielt „uns in immerwährender Beschäftigung und Unruhe. Ihr „Freund B. hatte das Unglück, durch diesen Tyrannen de„gradirt und in's Cachot gebracht zu werden, er wurde „indeß nach einigen Tagen wieder in seine Stelle eingesetzt. „Endlich schlug die Glocke unserer Erlösung: unsere Com„pagnie erhielt ihre Bestimmung nach Salatiga und ging „den 30. April auf den Marsch. Unsere Reise, auf welcher „nichts Besonderes vorfiel, dauerte nur drei Tage. Nun „befinden wir uns in Salatiga, ungefähr 800 Mann bei„sammengelagert, in einem Kampement wie im Felde unter „Strohdächern und dem Nachdenken über unser trauriges „Schicksal überlassen. Hier gibt es sowohl wie in Sama„rang täglich Exercitien und Militair-Kommando's von „8 bis 10 Palm Entfernung. Allen diesen Plagen habe „ich das Glück entrissen zu sein, da ich seit 14 Tagen „auf der Plankammer arbeite. Aber dennoch ist meine „Lage mir unerträglich. Wie beneidenswerth ist die Ihrige! „In's Vaterland zurückkehren! Der Gedanke hieran bringt „mich in Verzweiflung und die Thränen kommen mir in „die Augen. Weil Sie nun doch nach Hause zurückkehren, „hätte ich eine einzige Bitte an Sie, nämlich, den bei„liegenden Brief, welchen ich nach Hause geschrieben, zu „besorgen. Ich habe schon einen geschrieben, aber dieser „wird sicherer hinkommen und hoffentlich auch meinen Leiden „ein Ende bringen. Wie glücklich sind Sie, in fünf „Monaten, vielleicht früher, die Heimath wieder zu er-

„reichen und, durch dieſe harte Schule der Erfahrung „belehrt, ruhig bei Ihren Eltern leben zu können! Ach! „wäre dieſer erwünſchte Tag auch für mich da! Ich „bin nicht krank, aber ein immerwährendes Brüten und „Grübeln hat mich Andern und mir ſelbſt unerträglich „gemacht. Bei Gott! eine ſolche Strafe hat dieſer leicht„ſinnige Streich nicht verdient: mich in's Unglück und „meinen alten Vater vor Gram in's Grab zu bringen, „denn dieß iſt doch gewiß geſchehen. Ich muß ſchließen, „um meine Schwermuth nicht Ueberhand nehmen zu „laſſen.“

5.

Malaiiſche Sprache.

So angenehm und muſikaliſch die Laute der malaiiſchen Sprache klingen, ſo bündig und prägnant ſind bisweilen ihre Ausdrücke und Wendungen. Man höre und leſe z. B. folgendes Liedchen voll Seele und Phantaſie:

Satu duhwa!
Diga ampad,
Lima anam.
Tudju d'lapan?
Sembilan sapolu.

Ich hörte dieß Liedchen von einem malaiiſchen Mädchen ſingen, welches, ein kleines halbeuropäiſches Kind auf dem Schooß, am Ufer des Jakatra im Schatten eines Piſang auf dem Graſe ſaß. Obgleich ich noch nichts vom Malaiiſchen verſtand, wurde ich doch durch das Liedchen wunderbar gerührt und entzückt. Eine feſtſtehende Melodie war nicht darin, aber es lag ein ſo ſchwermüthiger Reiz in den Tönen und der Klang der Worte ließ ſo Vieles ahnen, daß ich alle Poeſie, deren ich fähig war, in den Sinn des Liedchens zuſammendrängte. Man denke ſich dabei nun noch das Bild der Sängerinn, eines wirklich reizenden Geſchöpfes. In ihrer Haltung und Miene lag eine ſüße, hingebende Träumerei, ihre dunkeln Augen ſchwärmten phantaſtiſch in den dichtbelaubten Wipfeln der Bäume umher, deren Blüthen bloß der Duft fehlte für ihr zierliches, ſanft aufgeſtülptes, gar nicht breitgedrücktes Näschen. Beim Oeffnen ihres üppigen Mündchens zeigte ſich eine Reihe durchaus nicht vom Sirikauen geſchwärzter Zähne —

in meinen Augen eine Annäherung an europäiſche Kultur, wovon ich günſtig auf die Art der Empfindungen ſchloß, von denen ſie beim Singen jenes Liedes beſeelt war. Sollte nicht, dachte ich, dieß Mädchen eine von den vielen Betrogenen ſein, die, von dem Reiz eines Europäers gefeſſelt, ſich mit der Innigkeit ihrer reinen Naturſeele an ſein treuloſes Herz hängte und nun, ſeiner Treuloſigkeit gewiß, die Einſamkeit ſucht und die Traurigkeit ihrer tiefgekränkten Liebe in dieſen ſchwermüthigen Tönen aushaucht? Man hatte mir zwar geſagt, daß die Malaiinnen, welche ſehr zärtlich und treu, aber auch ſehr eiferſüchtig lieben, im Fall eines Betrugs von Seiten des Mannes eher aktiv als paſſiv werden und eher an Gift und Dolch als an ſanfte Schwermuth und Reſignation denken. Allein eine ſolche medeenhafte Idee konnte ſich der Seele eines ſo ſanften Geſchöpfes, wie die Sängerinn war, nicht nähern. Ihre Gefühle mußten, ohne an Glut zu verlieren, reiner ſein, als die ihrer leidenſchaftlichen Landsmänninnen und überdieß war ſie vielleicht veredelt durch den Umgang mit einem Europäer, der für etwas mehr Sinn gehabt haben mogte, als für ihre körperlichen Reize. Der Eindruck, den die Malaiinn und ihr Geſang auf mich gemacht, belud meine Seele mit einer Art poetiſcher Schuld, die ich nicht eher abgetragen glaubte, als bis ich dem Weibe ein kleines Denkmal der Theilnahme an ihrem Schickſal und ihren Empfindungen geweiht. Ich that dieß durch ein Lied, worin ſich ihre Zärtlichkeit und Treue auf das Edelſte und Rührendſte ausſprach. Voll Begier, mich zu überzeugen, ob der Inhalt des Liedes mit dem Schickſal der Sängerin und ihrem Geſang übereinſtimmte, legte ich mich von der Zeit an, wo ich ihren reizenden Geſang gehört, eifriger auf ihre Mutterſprache. Nach

etlichen Wochen, als ich mir Einiges davon angeeignet, hatte ich das Glück, die arme Betrogene wiederzusehen. Sie saß, wie das vorige Mal, im Schatten eines Wäldchens und an eine Kokospalme gelehnt. Ich interessirte mich so sehr für sie, daß ich unwillkürlich voll Besorgniß in die Höhe sah, um zu berechnen, ob etwa eine reife Kokosnuß auf sie herabfallen könnte, gewahrte aber zu meiner Freude, daß der Baum schief stand und keine Gefahr vorhanden war. Dieses Mal kam sie mir noch weit reizender und poetischer vor, als früher. Sie schien resignirt, gelassen und sommerruhig und der Zustand ihrer träumenden Seele glich dem singenden Lallen des Säuglings im Mittagsschlummer, accompagnirt von dem Summen der Fliegen, die neckend auf dem weißen Vorhang seines Lagers in dem durch das Baumlaub zitternden Sonnenstrahl spielten. Ich war gespannt, ob sie wieder singen würde und belauerte sie hinter einer Kaktushecke. Sie ließ mich nicht lang warten, sie sang und zwar wieder das nämliche Lied, das mich so sehr entzückt hatte. Jetzt verstand ich seinen Inhalt und nur mit Mühe gelang es mir, dasselbe bis zu Ende zu hören, ohne lauten Eindruck zu verrathen, den es auf mich machte. Es lautete — und ich werde es nie vergessen — in wörtlicher Uebersetzung folgender Maßen:

Ein zwei!
Drei vier,
Fünf sechs.
Sieben acht?
Neun zehn.

Es war mir, als ob man mir ein russisches Bad gäbe. So oft das Frauenzimmer bis zehn gekommen war, fing sie wieder mit ein an und so ging es fort bis in die Hunderte. Das einzige Mittel, mich in der Enttäuschung nicht

zu übernehmen, war der Gedanke, sie zähle vielleicht zum Ersatz für die verlorene Treue des Geliebten die Küsse und Zärtlichkeiten nach, die sie von ihm empfangen. Es konnte eine Rekapitulation oder ein ideelles Wiederkäuen ihres Liebeglücks sein.

Ich habe mich übrigens in Batavia auch nach anderen Volksliedern umgesehen, als das aufgezählte ist. Allein die Europäer, mit denen ich in Berührung kam, waren alle zu geldbeutelprosaisch gesinnt, als daß ich durch sie auf eine Spur hätte kommen können und um durch die Eingebornen zu etwas zu gelangen, war ich nicht lang genug unter ihnen und kannte ihre Muttersprache zu wenig.

Nach dem Wenigen, was ich von der malaiischen Sprache kennen lernte, gefiel sie mir ungemein gut. Sie hat, was die Laute betrifft, Aehnlichkeit mit der griechischen, d. h. wenn Jemand, ohne von der malaiischen Sprache etwas zu kennen, sie sprechen hörte, so würde er dabei unter allen Sprachen am Ersten an die griechische erinnert werden, obgleich in der ganzen malaiischen Sprache vielleicht kein griechisches Wort enthalten ist. Einige ihrer gewöhnlichsten Ausdrücke und Eigenheiten sind wohl werth, hier kurze Erwähnung zu finden. Ja heißt áda, nein — tráda; ich — gúa, du — lu. Viel — bánjak, wenig kitjél. Essen — makán, trinken — minum. Gib — kássi. An allen Ecken hört man in Batavia kommandiren: kassi ápi d. h. gib Feuer (natürlich zum Pfeifenanzünden). Kassi heißt gib und geben zugleich. Ausgebildete Konjugation und Deklination haben die Malaien nicht. Die Mehrzahl drücken sie durch Wiederholung aus, z. B. órang — der Mensch, orang-orang die Menschen. Der Mann heißt orang lakiláki d. i. ein männlicher Mensch. Mein Mann — guapúnja láki. Die Frau heißt prámpuang,

das Kind — ának. Ein Sohn um heißt anak-lakilákl d. i. ein männliches Kind; Tochter — anak prampuang d. i. ein weibliches Kind. Fräulein heißt nónja, Frau (als Titel) nónna. Junger Herr — sinjo. Schön — bággus, häßlich — gélek. Das Beiwort ſtellen ſie hinter das Hauptwort. Für Liebe haben ſie ein eben ſo ſchönes Wort als die teutſche Sprache, nämlich tjinta. Ich liebe dich von Herzen heißt gua tjinta áti sáma lu, wörtlich: ich liebe das Herz mit dir. Kommen und komm' — mári. Hier (her) — sini. Weggehen — piggi. Mach' dich ſchnell weg — piggi lakáss. Geh' zum Henker — piggi por sámbol, wörtlich: geh' zum Pfeffer. Wollen und will heißt mau, nicht wollen — tramau (trada mau). Können — bólei, nicht können — trábolei (trada bolei). Wiſſen — tau, nicht wiſſen — tratau (trada tau). Sprechen — bidjáro. Sprichſt du nicht Malaiiſch? heißt: trada bidjaro malaio? Für die blaue Farbe ſcheinen die Malaien früher keinen Ausdruck gehabt zu haben, denn ſie haben ihn von den Holländern übernommen: blau heißt bei ihnen ebenfalls blau. Am regelmäßigſten durchgeführt iſt ihr Zahlenſyſtem. Von 1 bis 10 (satu bis sapolu — satu polu) iſt oben von der Sängerinn ſchon gezählt worden. 11 heißt sablas (satu blas), 12 — duhwa blas, 13 — diga blas ꝛc. ꝛc. 20 heißt duhwapolu (zweimal 10), 21 — duhwapolu satu ꝛc. ꝛc., 30 — digápolu, 31 — digápolu satu ꝛc. ꝛc. 100 — s'ratus (satu ratus), 200 — duhwa ratus ꝛc. ꝛc. 1000 — s'ribu (satu ribu) ꝛc. ꝛc.

Dieſe Proben mögen hinreichen, um ſich einen oberflächlichen Begriff von der malaiiſchen Sprache zu machen, wie ſie in Batavia geſprochen wird.

6.

Oſtindiſche Kriege.

(Meiſt nach holländiſchen Relationen.)

Ein vollſtändiges Studium der Kriegswiſſenſchaften findet in den Kriegen mit den oſtindiſchen Völkern, wenigſtens auf Java und den benachbarten Inſeln, nur theilweiſe Anwendung. Zu belagern gibt es wenig in einem Lande, wo keine regelmäßige feindliche Städte und Feſtungen ſind; zu befeſtigen gibt es nur die leicht zu vertheidigenden zerſtreuten Forts und Evolutionen ſind in den javaniſchen Wäldern und Bergen ſelten anwendbar. Wo dieſelben etwa möglich ſind, da wird ſich nicht leicht ein Feind entgegenſtellen, weil die Javaner in offenen Schlachten nicht Stand halten können und lieber wie Guerillas fechten. Wer ſich alſo für den Dienſt bei den holländiſch-oſtindiſchen Kolonialtruppen etwa vorbereiten will, der mache ſich hauptſächlich auf den kleinen Krieg, auf Tirailleurmanoeuvres ꝛc. ꝛc. gefaßt, wobei es indeß oft ſehr ernſt zugeht, denn die Javaner wiſſen die Gefahren zu vergrößern, indem ſie ſie vervielfältigen. Sonderbar iſt die Art ihrer Kriegsrüſtung. Wenn durch ihre eigentlichen Fürſten oder durch Aufruhrerhäupter der Krieg beſchloſſen iſt, werden zuerſt die Prieſter auf die Beine gebracht, deren Stola bei den Malaien wie bei den meiſten

unkultivirten Nationen die beste Rekrutirfahne ist. Die Priester gehen im Lande umher und suchen die Eingeborenen theils durch Schilderung des dem Volk und Fürsten angethanen Unrechts, durch Sprüche aus dem Koran und durch vorgebliche Eingebungen Gottes zur bittersten Rache anzuspornen, theils sie durch das Hinweisen auf die Belohnungen des Himmels und auf die zu erobernde Beute zum Kampf zu reizen. Sind auf diese Art die Gemüther gestimmt, so wird durch den Fürsten oder das Oberhaupt der Tag der Versammlung anberaumt. Bei derselben erscheinen die ausgesandten Priester, jeder an der Spitze der geworbenen und gehörig bewaffneten Mannschaft, auf deren Mehrzahl großer Ruhm und großes Verdienst gesetzt wird. In der Regel bietet sich eine große Anzahl dieser Priester, die, wie die spanischen, nicht bloß zu hetzen, sondern auch zu beißen verstehen, zur Anfeuerung des versammelten Volkes freiwillig an, nicht nur mit gegen den Feind zu ziehen, sondern auch im Nothfall zur Ueberwindung desselben ihr Leben aufzuopfern. Dieß Beispiel von Heldenmuth und Todesverachtung wird durch eine Menge aus dem abergläubigen und fanatisirten Pöbel befolgt. Nach ihrem Anerbieten legen die Priester vor einem Hohenpriester den Eid ab, welches geschieht, indem sie die linke Hand auf den Koran legen und denselben küssen. Sodann wird auch den übrigen freiwilligen Vorfechtern, welche wie die Priester das Gelübde gethan, entweder zu siegen oder zu sterben, der Eid abgenommen, aber auf andre Art. Der Hohepriester nämlich läßt ein Becken oder Faß mit fließendem Wasser füllen und aus einer kleinen Wunde, die er sich an der Hand anbringt, etliche Tropfen Bluts hineinfallen. Darauf werfen einige, durch

den Bund Geheiligte gewisse Kräuter hinzu und lesen über dem Gemisch geeignete Stellen aus dem Koran ab. Nun ist das Wasser geheiligt und die Vorfechter werden vereidet, indem sie einige Tropfen davon trinken, welche ihnen der Hohepriester darreicht. Ist dieß Alles geschehen, so wird jedem der vereideten, dem Tode geweihten Priester und Vorfechter ein weißes Tuch (ein Stück Kattun) ausgetheilt, welches sie als Unterscheidungszeichen um ihre Häupter winden. Alsdann trit alles versammelte Volk näher hinzu und Jeder benetzt mit dem übrig gebliebenen Wasser seine Waffen, um sich dadurch, wie die Anderen durch das Trinken, unüberwindlich zu machen oder zu heiligen.

Ihre Waffen sind mannigfacher Art. Die der Javaner sind in der Regel allerlei sehr scharfe, spitzige und vergiftete Dolche (Pedangs, Holoks, Klewangs und Pandols), wovon einige wie Säbel mit hölzernen Scheiden aussehen. Außerdem haben sie noch viele andere lange Schlachtmesser, deren sie sich in Friedenszeiten zugleich zum Bauen ihrer Hütten und zu anderen Arbeiten bedienen. Auch gebrauchen sie Spieße (Tambaks) oder Lanzen von 8—12 Fuß Länge, woran mancherlei vergiftete, spitzige und hakige Mordwerkzeuge befestigt sind. Pfeil und Bogen, Blasrohre und Wurfspieße sind bei den Javanern wenig mehr in Gebrauch. Dagegen bringen Einige unter ihnen Schießgewehre mit, z. B. Donnerbüchsen, worauf sie besonderes Vertrauen setzen, weil sie mit viel Pulver und Blei können geladen werden. Andere tragen gewöhnliche Gewehre, wozu sie entweder durch Tausch mit den europäischen Schleichhändlern gegen Kaffee, Zucker und Pfeffer (auf den molukkischen Inseln gegen Muskatnüsse und andere Gewürze), oder durch Seeräuberei und zum Theil durch eigene Verfertigung ge-

langt ſind. Die moluckiſchen Völkerſchaften, wie die Ternatanen, Tidoreſen, Helvureſen und Zerameſen, tragen alle ſehr ſcharfe Parangs, Pedangs, Klewangs, Schilde, Pfeil und Bogen und außerdem lange, dünne Wurfſpieße (Aſſagaien). Mit den beiden letztgenannten Waffen gehen ſie ungewöhnlich geſchickt um, ſo daß ſie damit auf große Entfernung Vögel in der Luft und Fiſche zu einer beträchtlichen Tiefe in der See treffen und tödten. Faſt unglaublich iſt die Behendigkeit und Kraft der obengenannten Helvureſen (noch halb wilder Menſchen), da ſie mit ihren ſcharfen Parangs nicht allein Kopf, Arme oder Beine auf einen einzigen Sprungſchlag vom Rumpf des gegenüberſtehenden Feindes zu trennen verſtehen, ſondern ſogar auf der Jagd vermöge ihrer außerordentlichen Schnelligkeit den wilden Schweinen im Lauf Kopf und Füße abhauen. Uebrigens ſind die meiſten Amboineſen und Sapperoneſen außer ihren Parangs, Klewangs und Spießen mit Schießgewehren verſehen, welche ſie wegen der Uebung auf der Jagd auch im Krieg auf eine bewundernswürdige Art handhaben. Die Buganeſen, Rioneſen, Borneſen und Sumatreſen ſind ebenfalls außer ihren Dolchen, Lanzen und Wurfſpießen häufig mit Schießgewehren (worunter gezogene Büchſen) bewaffnet, welche ſie, wie auch das Pulver, ſelbſt verfertigen und im Kriege ungemein gut zu gebrauchen wiſſen. Man behauptet, daß in den Kriegen mit den genannten Völkerſchaften bisweilen Kanonen zum Vorſchein kommen, die von ſtarkem Bambusrohr gemacht und feſt mit Tauen umwickelt ſeien. Es iſt aber nicht abzuſehen, wie ſich ein ſolches Geſchoß öfter als zu einem einzigen Schuß gebrauchen läßt. Vielleicht werden ſie mit Kokosnüſſen geladen.

Man kann nicht leugnen, daß die meiſten der genannten Waffen, zumal wenn ihre Wirkſamkeit auf die gedachte

Art durch das heilige Waſſer verſtärkt worden, in der kräftigen Fauſt eines wildflinken und grauſamen Feindes, der weder Kriegsgefangene noch Pardon kennt und der nur angreift, wenn er ſeiner Sache gewiß zu ſein glaubt, dagegen in ſeinen Wildniſſen ſchwer angegriffen werden kann, dem europäiſchen Soldaten eine unheimliche Gelegenheit zur Auszeichnung drohen. Die Kampfweiſe der Wilden hat ſtets etwas Jägermäßiges oder Metzgerhaftes an ſich und es liegt nicht ſo viel Schreckenerregendes in dem Gedanken, daß man im Krieg mit kultivirten Nationen auf eine kultivirte Art aus der Welt geſchafft wird, als in der Vorſtellung, daß man einem Wilden als Wild oder Schlachtvieh dient, zumal wenn man dabei zu erwarten hat, daß Einem auf helvureſiſche Art ſtehendes Fußes unverſehens der Kopf vor die Füße gelegt wird, als ob er vom Himmel gefallen wäre. Wer ſich indeß dadurch nicht abſchrecken läßt und es mit ſeinem Bajonet gegen die vergifteten zwölffüßigen Lanzen, mit ſeiner Patrone gegen die ebenfalls vergifteten, aus dichtem Gehölz unverſehens hervorgeſchnellten Pfeile, mit ſeinem ſtumpfen „Käſemeſſer" gegen die zum Raſiren ſcharfen Holoks und Parangs aufzunehmen gedenkt, der höre zuvor weiter, um ſeinen Feind noch etwas näher kennen zu lernen.

Sind die verſammelten Krieger durch die oben beſchriebenen Zeremonien zum Kriege vorbereitet, ſo ſtellen ſich die Häupter oder Regenten nebſt den Prieſtern und Vorfechtern an ihre Spitze. Doch bevor ſie etwas gegen den Feind unternehmen, warten ſie, wie die Römer, erſt einige Auſpizien ab (z. B. die Beſchaffenheit und Farbe der Luft beim Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes), wonach ſie ſich beim Abmarſch und

Angriff richten. Auch wird ihnen vorab ein allgemeiner Sicherheitsort für ihre Frauen und Kinder angewiesen, mit dem Versprechen, für deren Unterhalt zu sorgen. Diese Maßregel dient hauptsächlich dazu, die Krieger länger beisammenzuhalten, da ohne jenes Mittel Viele derselben, durch das Umherschwärmen ermüdet und durch Furcht gejagt, zu ihren Weibern desertiren würden, während aus den Sicherheitsorten, die durch zuverläßige Inspektoren bewacht sind, die Deserteurs, welche man bei ihren Weibern entdeckt, sogleich zum Heer zurückgesandt werden.

Sind nun die günstigen Vorzeichen zum Beginn des Krieges erschienen, so brechen die Krieger auf unter fürchterlichem Geschrei, in verschiedene unregelmäßige Haufen vertheilt, die von einem Oberbefehlshaber nebst einigen Priestern und Vorfechtern geführt werden. Die Mittheilung des Planes, den der Hauptanführer entworfen, so wie der Befehle, welche die Unterbefehlshaber auszuführen haben, geschieht in der Regel öffentlich in Gegenwart des versammelten Volkes — bei Benutzung von Spionen ein großer Vortheil für den Feind. Die Feindseeligkeiten, womit sie beginnen, bestehen meistens darin, daß sie diejenigen Landstriche, wo Vorposten mit kleinen Detachements und Civilbeamte stehen, ganz unerwartet überfallen, die Gebäude in Brand stecken, alle Europäer, deren sie habhaft werden, ermorden und deren Habseeligkeiten rauben oder zerstören. Aber sobald sie bemerken, daß solche Vorposten oder Beamten auf ihrer Hut und im Stand der Gegenwehr sind, so daß sie hiernach ihre schleichenden Anfälle entdeckt glauben, ergreifen sie sogleich die Flucht. Selten werden sie an dem Tag, wo ihnen ein solcher Plan gescheitert ist, noch etwas Weiteres unternehmen. Auf ihren Rückzügen suchen sie, um die Verfolgung

zu erſchweren, alle Brücken über die Flüſſe ſo wie alle Poſtſtations- und andere Gebäude, die ſie erreichen können, zu zerſtören und abzubrennen. Alsdann ziehen ſie einige Zeit im Lande umher, um ihre Raub- und Rachſucht an Allen, die ſie für Feinde halten zu müſſen glauben, auszulaſſen, oder die friedlichen Landbewohner durch Ueberredung und Zwang zur Mitvereinigung gegen den Feind zu bewegen. Bemerken ſie die Annäherung deſſelben, ſo ſind ſie alsbald darauf bedacht, Sicherheitsplätze in den wüſten Gegenden zu ſuchen, woſelbſt ſie ſich namentlich bei Nacht aufhalten. Wegen Mangels an Lebensmitteln können ſie ſelten mehr als drei oder vier Tage in einem ſolchen Bezirk verweilen. Deshalb ſchwärmen ſie von Neuem umher, ohne daß ſie ihren Feind angreifen, bloß darauf bedacht, ihn durch allerlei liſtige Mittel zu benachtheiligen, abzumatten und aufzureiben. Daher kommt es, daß die holländiſchen Truppen gemeinlich mehr Menſchen beim Verfolgen als beim Angriff verlieren. Die Liſten, deren ſich die Verfolgten bedienen, ſind eben ſo mannigfaltig, als ihre Waffen. Bisweilen ſetzen ſie ſich, wo ſie den Feind erwarten, in die Bäume und umhüllen ſich mit Baummoos oder Blättern; ihr Gewehr binden ſie, um ſich beim Zielen nicht durch Leibesbewegungen zu verrathen, der Art feſt, daß ſie es nach allen Seiten drehen und unvermuthet auf den Feind abſchießen können. Nach dem Schuß laſſen ſie ſich, bei dringender Gefahr mit Hinterlaſſung des Gewehrs, aus dem Baum herabfallen und verſchwinden im Dickicht. Es ſoll nicht ſelten vorkommen, daß Affen in den Bäumen für Malaien angeſehen und in der Beſtürzung durch ein ganzes Pelotonfeuer heruntergeſchoſſen werden. Sehr ſinnreich ſind die Wachen und Vorpoſten ausgedacht, die ſie, um ſelbſt keiner Gefahr

ausgesetzt zu sein, bei Nacht um ihre Aufenthaltsorte herumstellen. Sie spalten nämlich einen etliche Fuß langen Bambus und zwängen zwischen die Enden der gespaltenen Hälften ein Querholz, woran eine Leine befestigt ist. Diese Leine wird über die Wege hingespannt, so daß, wenn ein Fuß daran stößt, der Bambus mit einem flintenschußähnlichen Knall zusammenschlägt und die Annäherung des Feindes verräth. Es ereignet sich nicht selten, daß bei solcher Vorrichtung ein wildes Schwein für einen Holländer gehalten wird und ein ganzes Lager voll Indianer in Bewegung setzt. Wollen sie bei Nacht dem Feind auflauern, so spannen sie über die Wege, wo sie ihn erwarten, Querleinen von 100 bis 150 Fuß Länge. Bei dem einen Ende der Leine verstecken sich im Gebüsch einige mit Gewehren Bewaffnete. Sobald sie nun fühlen, daß etwas an die Leine stößt, schießen sie nach der Richtung derselben ihre Gewehre los und sind fast immer versichert, zu treffen, wenn sie auch ihren Feind eben so wenig sehen, als sie von ihm gesehen werden. In solchen Fällen biegen sie auch wohl starke Bambushölzer krumm und bringen dieselben mittelst einer Spannleine so auf den Wegen an, daß das Bein, welches an die Leine stößt, von dem zurückschnellenden Bambus unfehlbar zerschlagen wird. Auf verschiedene Art bedienen sie sich des Giftes gegen den Feind. So z. B. graben sie in die Wege Löcher, die sie mit zugespitzten und vergifteten Bambusstücken austapeziren und mit dünnem Reiserwerk und Erde überdecken. Wer in ein solches Loch fällt, ist selten zu retten. Auch gebrauchen sie vergiftete Fußangeln, die sie auf der Flucht hinter sich werfen, um den Feind aufzuhalten. Ferner verfertigen sie trügerische Brücken, unter welchen im Wasser spitzige Bambusse eingepfählt sind. Sie vergiften die Nahrungsmittel auf der Marschroute des

Feindes und binden oberhalb deſſelben in die Flüſſe todte, mit Gift gefüllte Büffel feſt. Außer allen dieſen graden, krummen, ſpitzigen und giftigen Mitteln bedienen ſie ſich auch der Frauenzimmer zum Kriegführen. Sie ſchicken nämlich Tänzerinnen in das feindliche Lager, die daſelbſt einſchläfernde Mittel in den Trank zu miſchen wiſſen, ſo daß die Schlafenden leicht überfallen und überwältigt werden können. Wer ſich nicht retten kann, wird in Stücke gehauen, oder auf andere Art zu Tode gemartert.

Die feige Niederträchtigkeit und die tückiſche Grauſamkeit, die ſich in der hier beſchriebenen Kriegsweiſe der von den Holländern bekriegten Völkerſchaften auf den oſtindiſchen Inſeln ausſpricht, ſind ſicherlich keine urſprüngliche Charakterzüge derſelben. Die Malaien ſind, was ſich unter günſtigen Verhältniſſen noch immer verräth, durchgängig gutmüthiger Art und keine ſolche menſchenfreſſeriſche Unholde, wie z. B. die Neuſeeländer. Ohne Zweifel hat die willkürliche, treuloſe und unmenſchliche Behandlung, welche jene Völker neben dem Verluſt ihrer Freiheit in frühern Zeiten von den Portugieſen und ſpäter von den Holländern zu erdulden hatten, ja zum Theil noch zu erdulden haben, jene Niederträchtigkeit in ihre Seele gepflanzt, denn Unterdrückung und Sklaverei muß, auch bei dem ſanfteſten Gemüth, wenn es nicht thieriſch indolent iſt und die mindeſte Reaktionskraft beſitzt, Tücke und Rachſucht an die Stelle der betrogenen Offenheit und der geraubten Freiheit ſetzen. Was die Holländer hiervon ärndten, ſind meiſtens ſelbſtgeſä'te Früchte. Man darf ihnen übrigens zumuthen, daß ſie auch dieſe Aerndte für ſich allein behalten und ſich hier nicht durch zu große Generoſität namentlich gegen die Teutſchen inkonſequent werden.

7.

Batavische Erbschaften und teutsche Erben.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
So lang sie nicht des Vortheils Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom wahren Kaufmannswege ab.

Es ist bekannt und auch in dem Vorhergehenden genug berührt worden, daß seit Jahrhunderten das Militair- und häufig auch das Civilbeamten-Personal in den holländischen Kolonien sowohl Ost- als West-Indiens sich meistens aus Teutschland rekrutirt hat. Entweder lieferte Holland nicht genug Menschen auf, um den ungeheuren Abgang der durch Kriege und Krankheiten Hingerafften zu ersetzen, oder die mit den überseeischen Verhältnissen besser bekannten Holländer gaben sich nicht zu jenem Ersatz her, oder der abenteuerlichere Geist und die größere Noth der Teutschen machte ihnen den Ersatz aus dem Nachbarlande zu leicht, um ihn im eignen suchen zu müssen. Wo die freiwilligen Auswanderer nicht hinreichten, brachte man die Fehlenden durch List und Gewalt auf. Es braucht in dieser Beziehung nur an die sogenannten Seelenverkäufereien und die damit zusammenhangenden Schändlichkeiten erinnert zu werden. Von jenen Tausenden nun, die aus Teutschland namentlich nach Batavia ausgewandert oder geliefert worden, haben Viele, wie sich schon a priori annehmen läßt, oft ansehnliche, bisweilen enorme Reichthümer erworben, mit denen sie indeß selten in das, Manchen für immer unzugänglich gewordene Vaterland zurückgekehrt sind, die sie vielmehr meistens nach ihrem Tode in Ostindien hinterlassen haben. Mit ihren Reichthümern hinterließen sie dort selten zugleich gesetzmäßige Erben, zumal da stets eine Menge

Malaiinnen bereit ſind, ohne den Ring am Finger die Ehefrau und Familienmutter zu erſetzen. Unterdeß lebten die Inteſtat- oder Teſtat-Erben in Teutſchland vielleicht im Elend und die Verhältniſſe ihrer Erblaſſer nicht ahnend, oder dieſelben längſt als verſchollen betrachtend. Was etwa geſchah, um ſie mit dem ihnen wiederfahrenen Glück bekannt zu machen, geſchah entweder durch unbeſtimmte Gerüchte, oder durch kurze Mittheilungen in holländiſchen Blättern, welche in Teutſchland nicht geleſen wurden und den Intereſſenten vielleicht nie zu Geſicht kamen, vielleicht ſogar in dieſer Vorausſicht von den Publikanten als Berechtigungsmittel benutzt wurden, um ſpäter die Stelle der Erben einzunehmen. Unter dieſen Umſtänden erfüllte die dem Prinzip nach vortreffliche Einrichtung der ſo genannten Weeskamer in Batavia und Amſterdam ſehr häufig nicht den Zweck, deſſen Erreichung bei Publikationen in teutſchen Blättern oder bei gewiſſenhafter Nachforſchung nach dem Wohnort der Erben nicht leicht zweifelhaft ſein konnte; vielmehr bildete die Weeskamer ein Depot von ſtets wachſenden Fonds, die in einem Handelsſtaat wie Holland ſchwerlich unbenutzt blieben, die wohl gar auf eine freilich ſchwer nachzuweiſende Art mit den Fonds des Staats oder der oſtindiſchen Kompagnie zuſammengefloſſen ſein mögen. Namentlich iſt dieß wohl von der Zeit der franzöſiſchen Uſurpation anzunehmen, welche bis in das innerſte Getriebe der holländiſchen Staatsmaſchine eingewirkt und Gelder liquide gemacht haben wird, die nur mit einem Teſtament in der Hand hätten in Empfang genommen werden dürfen. Der Betrag dieſer Fonds muß in's Ungeheure gehen. Eine Aeußerung, die ein Beamter aus dem holländiſchen Finanzminiſterium gegen einen mir be-

kannten glaubwürdigen Mann hat fallen lassen, berechtigt zu dem Glauben, daß zur Erstattung der Summen, welche aus nicht reklamirten oder nicht ausgelieferten, für teutsche Erben bestimmten Erbschaften in die Kasse der Weeskamer ꝛc. ꝛc. geflossen, „die Finanzen des Königreichs der Niederlande nicht ausreichen würden."

Holland hat bekanntlich seinen Hauptreichthum aus teutschen Beuteln gezogen; Teutschland hat ihm die Mannschaft geliefert, um die überseeischen Quellen seiner Reichthümer zu bewachen; nun behält es nachbarlich, brüderlich, dankbarlich auch noch den Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Teutsche sich zu seinem Besten unterzogen. Es gibt für Freund und Feind keine willigere Milchkuh in der Welt, als die teutsche Bonhommie.

Vielleicht noch mehr Erbschaften, als den teutschen Erben wegen Unbekanntschaft mit ihrem Glück nicht zu Theil geworden, sind denselben unerreichbar geblieben durch die Schwierigkeiten, welche sich ihnen auf dem Weg zur Kasse der Weeskamer entgegenstellten. Es läßt sich denken, daß die Meisten von Denen, welche in Batavia ihr Glück gesucht, in Teutschland nicht nur keine glänzende Lage, sondern auch keine begüterte Verwandten hinterlassen. Letztere waren also schon in diesem Betracht selten mit den Mitteln ausgerüstet, welche zur Verfolgung ihrer Interessen nöthig waren. Zu dem Mangel der finanziellen Mittel wird sich in der Regel auch der Mangel an geistigen Mitteln gesellt haben, mithin eine doppelte Hülflosigkeit eingetreten sein, welche sicher Manchen ganz vom Versuch abgeschreckt hat. Wurde indeß der Versuch gemacht, so hintertrieben häufig noch größere Schwierigkeiten das Gelingen. Es ist unglaublich, welche Barrikaden von Hindernissen dabei zu durchbrechen sind

und welch ein ſchwarzer Schleier von Intriguen, welche dichte Hülle von Schlechtigkeiten bisweilen die oſtindiſchen Schätze bedeckt, zu deren Hebung mehr nöthig iſt, als Wünſchelruthe und Zauberformel. Es laſſen ſich Romane von ſchauerlichſtem Intereſſe ſchreiben, deren unglückliche Helden teutſche Erben in holländiſchen Straßen und Gewölben, oder wohl gar auf javaniſchen Siechbetten ſind.

Kommt ein teutſcher Erbberechtigter nach Amſterdam, um ſeine Erbſchaft in Empfang zu nehmen, ſo iſt das Erſte wonach man fragt, der Nachweis über das Schiff, womit der Erblaſſer nach Batavia abgeſegelt iſt, mag derſelbe nun noch ſo bekannt und noch ſo lang in den Kolonien angeſtellt geweſen ſein. Nun denke man ſich für einen Fremden, für einen der Landesſprache Unkundigen die Schwierigkeit, aus tauſend aufgeſchichteten Schiffsbüchern, wenn deren Einſicht ihm geſtattet wird, einen einzelnen Namen herauszufinden. Man denke ſich die Zeit, die ſchon während der Beibringung dieſes einzigen Requiſits verloren geht, das Geld, das aufgewendet werden muß, die Unannehmlichkeiten, die durch allerlei niedrige Mittelsperſonen in den Weg gelegt werden ꝛc. ꝛc. Warum macht man, wenn man ehrlich zu Werke gehen will, nicht Auszüge aus jenen tauſend Büchern und legt ſie den Intereſſenten zur Einſicht vor? Iſt es endlich gelungen, auch ohne dieſes Hülfsmittel den geſuchten Namen herauszufinden, dann folgt das Hin- und Her-Schreiben, das Petitioniren an Dieſen und Jenen, das Einſenden von Dokumenten, die vielleicht nach der Einſendung verloren gehen und auf die doch ſpäter Alles ankommt, das Ergreifen verkehrter Maßregeln bei der Unbekanntſchaft mit dem holländiſchen Geſchäftsgang, die Abhängigkeit oder Verrätherei der Mandatarien, das Intriguiren, das Ver-

folgen, das Zuſammentreffen mit auftauchenden Prätendenten ꝛc. ꝛc. War der Erbe nicht arm, ſo iſt er es unterdeß geworden, hatte er guten Muth, ſo iſt er unterdeß abgeſchreckt und er kehrt, wenn er dazu noch im Stande iſt, troſtlos in die Heimath zurück mit einem Vorrath trauriger Erfahrungen, aber ohne Erbſchaft. Beſſer das ausgedehnteſte droit d'Aubaine, als ſo vortreffliche, aber in der Praxis ſo unſeelige Einrichtungen. Wer für meine Behauptungen Beiſpiele und Beweiſe fodert, dem ſtehen ſie zu Gebot.

Die Frage iſt nun die, ob bei der Aufdeckung des Uebels nicht auch ein Mittel zur Heilung angegeben werden kann. Dem Anſchein nach wäre das natürlichſte und einfachſte Mittel, ſich an die bekannte Gerechtigkeitsliebe der holländiſchen Regierung zu wenden. Allein dieſer Weg, der, wenn er ſicher zum Ziel führte, ſo manchen Klagen vorgebeugt haben würde, dürfte nur zur Rechtserlangung bei klarer, ausgemachter Sache und bei einer vielleicht ſchwer zu erlangenden Audienz mit Erfolg betreten werden können. Es dürften auch auf dieſem Wege manche Hinderniſſe nicht bloß den Petenten, ſondern ſelbſt der königlichen Gerechtigkeit entgegentreten und wer kennt alle die wunden Stellen, welche, wenn jene Gerechtigkeit kein Hinderniß achtete, nur unter Schmerzzuckungen des holländiſch-oſtindiſchen Finanzkörpers würden berührt werden können! Eine ſolche Operation kann einem holländiſchen Regenten nicht wohl zugemuthet werden. Das wirkſamſte Mittel würde von der Annahme eines Vorſchlags zu hoffen ſein, welchen ein rheiniſcher Juriſt, der mir über obige Angelegenheit aktenmäßige Mittheilungen gemacht, an die Bundesverſammlung hat gelangen laſſen wollen. Sein Vorſchlag geht dahin, die teutſchen Regie-

rungen mögten eine für Teutschland so wichtige Angelegenheit zur Staatssache erheben und auf diplomatischem Wege zu bewirken suchen, daß die holländische Regierung ihren Konsens zur Bildung einer in Amsterdam eigens niederzusetzenden Kommission von teutschen Männern ertheilte, welcher die Einsicht und Benutzung der bezüglichen Notizen, der Schiffsbücher, Register und Journale der Weeskamer und des ostindischen Hauses von Amtswegen wenigstens in Bezug auf die zukünftigen und die in der Unterhandlung schwebenden Erbschaftsfälle der besprochenen Art gestattet würde. Die Funktionen jener Kommission, zu deren Erhaltung die Kosten etwa durch Prozente von den flüssig gewordenen Erbschaften beigebracht werden könnten, müßten darin bestehen, die extrahirten Notizen periodisch zur Kunde des teutschen Publikums zu bringen, die Betheiligten wo möglich besonders in Kenntniß zu setzen, alle nöthigen Mittheilungen zu geben, zu empfangen und nöthigen Falls die Sache mandatarisch zu betreiben. Auf diese Art würden die niederländische Regierung und deren Behörden der vielfachen Recherchen enthoben und von all den lästigen und verdrießlichen Reklamationen befreit, womit sie bestürmt werden. Zugleich würde Holland, wenn in einem von gedachter Kommission zu dekretirenden Präklusivtermin sich keine Prätendenten meldeten, ganz im Geiste seiner Regierung und zur Zufriedenheit der teutschen Nation die Beruhigung erhalten, daß es die nicht reklamirten Erbschaften als Staatseigenthum in Besitz nehmen könnte, ohne sich dem Verdacht der mindesten Rechtsverletzung auszusetzen und den Ruhm seiner braven Vorfahren irgend zu beflecken.

Mögten die teutschen Regierungen dem Vorschlag und den Umständen, die ihn hervorgerufen, einige Aufmerksamkeit schenken!

8.

Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menschengeschlecht von wenigstens zwei Paaren abstammen müsse.

An den Augen sollt ihr sie erkennen.

Die Frage, ob das Menschengeschlecht von einem oder von mehreren Stammpaaren seinen Ursprung herzuleiten habe, ist vielfach angeregt worden und die Meisten haben sich bei Beantwortung derselben dahin vereinigt, die Ehre Adams zu retten. Die religiöse Gewissenhaftigkeit hat sich für ihn entschieden, weil ihm die Bibel die alleinige Stammvaterschaft zuschreibt und die historische Kombination ist ihm nicht zu nahe getreten, weil sie sich nicht entschließen konnte, auf den Grund unsicherer und, wie man annahm, stets veränderlicher Merkmale die für die Würde der Menschheit angemessenere Idee einer Abstammung von einem einzigen allgemeinen Stammvater fahren zu lassen. Wenn man sich den Menschen als ein Ebenbild und als einen Ausfluß Gottes denkt, so scheint er dadurch an Würde zu verlieren, daß man annimt, Gott sei im Stande gewesen, oder habe sich entschließen können, ein so kostbares Stück Arbeit gleich in duplo oder triplo erscheinen zu lassen. Man meint, Gott habe sparsamer mit seiner Göttlichkeit wie mit den Ausflüssen derselben sein müssen und das große Nest der Erde sei zu klein gewesen, um mehr als einen einzigen solchen göttlichen Kuckuk, wie der Mensch ist, aufnehmen zu können, ihn, dem selbst eine ge-

neratio aequivoca keinen Nebenbuhler zu schaffen vermogte. Auch scheint in der Annahme, daß es mehrerlei Menschen, wie z. B. mehrerlei Affen, mehrerlei Bären ꝛc. ꝛc. geben könne, eine beleidigende Gleichstellung mit den Thieren zu liegen. Es bleibt hier dahingestellt, worin die Würde des Menschen besteht und ob sie durch den Beweis einer mehrfältigen Abstammung beeinträchtigt wird; der Zweck ist hier nur, mit der Freiheit, die jede wissenschaftliche Forschung ansprechen darf, auf ein neues Mittel zur Führung jenes Beweises mit Wenigem aufmerksam zu machen, obgleich Büffon, Kant, Haller, Blumenbach ꝛc. ihre gewichtige Stimme mit der der mosaischen Ueberlieferung vereinigt haben. Sorgfältige und anhaltende Beobachtung der Natur hat das Recht, auch der tiefsten philosophischen Deduktion entgegen zu treten, wenn dieselbe nicht durch die Erscheinungen der Wirklichkeit unterstützt und bestätigt wird.

Bei den Forschungen über die Abstammung des Menschen hat man ihn gemustert von oben bis unten, man hat den Körperbau, die Form des Schädels, die Farbe der Haut, die Art des Haars ꝛc. der Untersuchung unterworfen, bloß Das, womit man alle diese Wahrnehmungen machte, nämlich die Augen selbst, hat man meines Wissens außer Acht gelassen, wenigstens darauf keine Herleitungen bezüglich der Urabstammung gegründet. Und doch sind sie es, die meines Erachtens als die Haltpunkte für alle Merkmale zu betrachten sind, auf welche sich jene Herleitungen bauen lassen. Von früher Jugend auf zu beständiger Beobachtung der Augen unwillkürlich hingezogen habe ich denselben stets solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß ich mich der Augenfarbe aller Menschen er-

innere, die ich kennen zu lernen oder zu beobachten Gelegenheit hatte. Man wird zugeben, daß, wenn aus den Augen etwas gefolgert werden kann, zu solchen Folgerungen eine so genaue Beobachtung von Tausenden von Exemplaren berechtigt ist. Mit der Beobachtung von so viel tausend Augen und ihrer vielfachen Nüancen habe ich stets die Beobachtung der mit der Augenfarbe zusammenhangenden Merkmale, z. B. der Haare, der Haut, der Gesichtsfarbe, der Zähne ꝛc. verbunden. Bei meiner Reise nach Batavia habe ich die vielfache Gelegenheit zur Fortsetzung derartiger Beobachtungen auf's Sorgfältigste benutzt und glaube die gewonnene Ueberzeugung kühn öffentlich aussprechen zu dürfen, von etwaiger Kontroverse gleich sorgfältige Beobachtungen erwartend.

1) Es gibt bei den Menschen ursprünglich zweierlei und nur zweierlei Augen: blaue und braune. Diese verschiedene Farbe ist

2) nicht ohne Zusammenhang mit andern Erscheinungen und Eigenschaften des Körpers, sie ist in Bezug auf ihre Ursachen nicht auf das Auge allein beschränkt, ist nicht eine bloß zufällige Eigenschaft, sondern ein nothwendiges Attribut zu einem so oder so beschaffenen Körper. Das Auge ist gleichsam die Blüthe, woran man die Art und Beschaffenheit des menschlichen Stammes erkennt, wie man z. B. roth und weiß blühende Apfelbäume, rothe und weiße Rosen unterscheidet. Zu ächten blauen Augen gehört, was die äußern Kennzeichen betrifft, blondes, (bei den alten Teutschen hellgelbes) Haar, eine feinere Epidermis und darunter ein helleres, zartroth, beinahe rosenfarbig durchscheinendes Blut, welches demgemäß die Gesichtsfarbe bildet. (Den kernhaften teutschen Wuchs kann man im Allgemeinen

nicht zu jenen Merkmalen rechnen). Bei ächten braunen Augen dagegen findet sich schwarzes oder braunes Haar, ein dunkleres Blut und demselben entsprechend auch ein dunkleres Roth der Hautfarbe, oder in südlichen Ländern eine gelbe, braune, kupferfarbige oder schwarze Haut. Der Zusammenhang dieser Erscheinungen am ganzen Körper ist so durchgängig und deutlich, daß es einem geübten Beobachter nicht schwer wird, die Farbe der Augen, wenigstens der ungemischten, sogar von der Hand oder vom Fuß abzusehen, was natürlich nur von weißer Haut gemeint ist, da sich bei dunkler Haut die Farbe der Augen sogleich ergibt. Was die innere Verschiedenheit der verschiedenäugigen Menschen betrifft, so läßt sich dieselbe von einem physiologischen Kenner vielleicht nicht ohne Gewinn für die Wissenschaft weiter verfolgen und die sorgfältige Beobachtung derselben in Bezug auf Affekte, Leidenschaften, Empfänglichkeit für Krankheiten ꝛc. könnte einem Arzt vielleicht von Wichtigkeit sein. So z. B. ist die Gicht bei blauäugigen Menschen unendlich öfter zu finden, als bei braunäugigen; so habe ich in Batavia, wo die Cholera eine endemische Krankheit ist, bemerkt, daß die davon Befallenen fast immer braunäugige waren. Daß die asiatische Cholera auch nach Europa und sogar in das nördliche Europa gedrungen, ist vielleicht einzig oder doch hauptsächlich eine Folge des Umstandes, daß die cholerafähigen, d. i. die braunäugigen Menschen sich allmälig auch nach dem Norden verbreitet haben.

3) Die Farbe der Augen ist keine Gabe des Zufalls in Bezug auf Abstammung. Ein Paar mit beiderseitig ächten braunen Augen kann niemals Kinder mit blauen Augen erzeugen und ebenso ein ächt blauäugiges Paar

niemals braunäugige Kinder. Für die Richtigkeit dieſes Satzes ſetze ich, und ſollte ich mich mit allen galanten Ehefrauen verfeinden, meine Augen, ja meinen Kopf zum Pfande. Um ſie aber nicht unſchuldig zu verlieren, muß ich darauf aufmerkſam machen, daß es bei der vielfachen Vermiſchung der blau- und braunäugigen Menſchen in unſerer Zeit nicht ſchwer iſt, ſcheinbare Beiſpiele vom Gegentheil aufzuweiſen, die Manchen leicht täuſchen könnten. Es gibt jetzt unendlich viel Menſchen, welche dem Anſchein nach Augen von einer ächten Farbe haben, aber mit einer, nicht auf den erſten Blick erkennbaren fremdartigen Beimiſchung, welche indeß, innerlich vorherrſchend, bei der Fortpflanzung den Ausſchlag gibt und eine der der Eltern ſcheinbar entgegengeſetzte Augenfarbe hervorbringen kann. In ſolchen Fällen gehe man auf die Augenfarbe der Großeltern zurück und man wird entweder bei den mütterlichen oder väterlichen Großeltern diejenige Augenfarbe finden, welche bei dem fremdäugigen Enkel nicht zu erklären war. Und ſollte man, (um einer Möglichkeit, für die ich noch kein Beiſpiel gefunden, freies Feld zu gönnen), die Farbe bis zu den Urgroßeltern verfolgen müſſen, man wird die Quelle der Abweichung nicht vergebens ſuchen. Die Abweichungen können in folgender Art entſtehen. Angenommen, der Mann habe ächte blaue, die Frau aber ächte braune Augen, ſo können die Kinder entweder a. blaue, oder b. braune, oder c. gemiſchtblaue z. B. grünblaue, graublaue, dunkelblaue, oder d. gemiſchtbraune, z. B. fuchſigbraune, grünlichbraune Augen haben. Vermiſcht ſich nun ein blauäugiger Sohn einer ſolchen Familie mit einer blauäugigen Tochter einer andern Familie von derſelben Grundbeſchaffenheit, ſo halte ich

es z. B. für möglich, sage möglich, daß aus dieser Vermischung eines blauäugigen Paares Kinder mit theilweise braunen Augen hervorgehen. Durch die seit so viel Jahrhunderten fortgesetzte Vermischung der blauäugigen und braunäugigen Nationen sind vorzüglich in Europa außerordentlich viele Nüancen aller Art entstanden und verhältnißmäßig wenig ächte Racemenschen, namentlich von der blauen Farbe, übrig geblieben, so daß schon eine ziemlich geübte Beobachtung dazu gehört, die ächte von der unächten immer unterscheiden zu können. Auch die übrigen mit den Augen zusammenhangenden Merkmale, insbesondere die Farbe des Haars, sind durch die vielfache Vermischung durcheinander geworfen worden. So findet man jetzt sogar schwarzhaarige Menschen mit hellen blauen Augen (die man indeß leicht von den ächten unterscheidet) und sogar flachshaarige mit dunkelbraunen Augen. Sieht man sich aber in denjenigen Ländern um, deren Bewohner sich erhalten haben ohne Vermischung mit Menschen einer andern Augenfarbe, so gewinnt man das überzeugendste Resultat. Kein ächter Skandinavier hat braune, kein Chinese im ganzen großen himmlischen Reich hat blaue Augen ꝛc.

4) Die Augen ändern sich nicht durch das Klima. Die Kinder eines ächten Afrikaners und einer Afrikanerinn werden in Schweden dieselben braunen Augen mit zur Welt bringen, mit denen sie in Afrika geboren sein würden und sollte auch nach langjähriger Fortpflanzung die Farbe der Haut, welche wenigstens großen Theils eine Wirkung der südlichen Sonne sein mag, im Norden etwas heller werden, die braunen Augen werden nach tausend Jahren doch nicht blau. Ebenso werden die un-

vermiſchten Nachkommen eines ächtſchwediſchen Paars auf dem Aequator nach tauſend Jahren zwar vielleicht eine verbrannte Haut, aber niemals braune Augen bekommen. Beiſpiele der Unveränderlichkeit der Augenfarbe durch das Klima ſind zu Tauſenden, ſowohl bei Europäern in ſüdlichen Kolonieen, als bei Aſiaten im nördlichen Aſien zu finden.

Ein Beiſpiel, das wir täglich vor uns ſehen, liefern auch die Juden, die, weil ſie ſich nur durch Verheirathung unter ſich fortpflanzen, ungeachtet ihres langen Aufenthaltes unter nördlichen und blauäugigen Völkern doch ihre braunen Augen bewahrt haben. Einzelne Ausnahmen ſtoßen das Beiſpiel nicht um, denn wo ſich ein Jude mit blauen Augen findet, hat jedenfalls, ſei es nun bei den nächſten, oder bei entfernteren Vorfahren, eine chriſtliche Intervention Statt gehabt. Solche Beiſpiele mögen zugleich die Juden mahnen, daß es ihre Beſtimmung nicht iſt, durch eine ewige orientaliſche Scheidewand von den Chriſten getrennt zu leben. So oft ſie ſich in die blauen Augen ſehen, ſehen ſie ſich wenigſtens körperlich ſchon bekehrt. (Bei blauäugigen Juden wird man auch immer die meiſte Neigung finden, ſich in Sitten und Geſellſchaft den Chriſten anzuſchließen).

5) Eine endliche Aenderung der Augenfarbe im bloßen Gange der Fortpflanzung ohne fremdartige Vermiſchung und ohne Aenderung des Klima, bloß durch ein geheimes Geſetz der Natur, wird man noch weniger anzunehmen geneigt und veranlaßt ſein. Gegen eine ſolche Annahme ließe ſich auch vielleicht die Unveränderlichkeit der Augenfarbe bei den verſchiedenen Thieren anführen, die den Wohnplatz nicht wechſeln und ſich nicht mit anderen Gattungen vermiſchen.

Abnormitäten, wie die rothäugigen Kakerlaken und Kretinen, wird man hier nicht entgegenstellen wollen, da diese Menschen nur krankhafte Erscheinungen sind, welchen die Natur sogar meistens die Fähigkeit der Fortpflanzung und schon dadurch das Recht versagt hat, in dieser Frage, welche die Quellen der Menschenströme hinter den fernsten Jahrhunderten aufsucht, mitzusprechen. Wären indeß die Kakerlaken ꝛc. nicht Abnormitäten, wären sie in jeder Beziehung gesunde, fortpflanzungsfähige Menschen, wie die anderen, so würden sie nur den Beweis für ein drittes, nämlich ein rothäugiges Stammpaar liefern.

6) Man könnte den Einwand machen, Adam habe z. B. braune und Eva blaue Augen gehabt und aus dieser Verschiedenheit der Augen der Stammeltern sei die Verschiedenheit jener der Abkömmlinge entstanden. Gegen diesen Einwand läßt sich aber die Frage aufwerfen, wie sich die ausschließliche Vertheilung der blauen Augen an das nordwestliche oder doch nördliche Europa und der braunen an den übrigen Theil der Welt erklären lasse? Warum findet man unter den südlichen Asiaten und Afrikanern keine Nationen mit blauen Augen und unter den nordwestlichen Europäern nur da braune Augen, wo sie aus der Vermischung mit südlicheren Menschen hervorgegangen? Zweitens müßten die ad 3 aufgestellten Erfahrungssätze mit der Genealogie der Adam'schen Familie in Widerspruch gerathen, da es unerklärlich wäre, daß je aus einem Stamm mit gemischten, unächten Augen nur Abkömmlinge mit sich gleich bleibenden ächten Augen hätten erwachsen sollen. Drittens wird man in den meisten Fällen, wo Vater und Mutter verschiedene und zwar gleichächte Augen haben, die Beobachtung bestätigt finden,

daß bei den Kindern in Betreff der Augen die Mutter den Ausschlag gibt. Da nun aber bei Weitem der größte Theil der Menschen braune Augen hat, wie sollte es sich erklären lassen, daß dennoch im Allgemeinen Adam, welcher als erster Asiate den ersten Anspruch auf die braunen Augen hatte, den Ausschlag gegeben? Stellt man nun aus alttestamentarischer Gewissenhaftigkeit hiergegen auf, Eva könne dennoch die braunäugige gewesen sein, weil es geschrieben stehe, daß nur ein Stammpaar existirt habe, so hat man darauf viertens auch das alttestamentarische Recht, zu antworten, daß Eva, weil Gott nur einen Menschen geschaffen, aus einer Rippe Adams entstehen mußte und daher nothwendig mit ihm gleiche Augen gehabt hat. Durch diese Antwort würde zugleich der ganze hier besprochene Einwand widerlegt. Will man Das noch nicht gelten lassen, so wird man es vielleicht durch die Hypothese entkräften können, Adam könne ein blaues und ein braunes Auge gehabt haben und dieß sei durch die Rippe auch auf Eva übergegangen. Könnte sich das aber durch die Rippe vererben, so müßte es noch weit eher durch Zeugung geschehen und diese Folgerung widerlegt uns ein Blick in den Spiegel.

Geht nun aus dem bisher Gesagten hervor, daß die Farbe der Augen keine zufällige, für sich unabhängige, sondern eine der Beschaffenheit des ganzen Körpers entsprechende und von der Abstammung abhängige Erscheinung ist; daß ferner die Verschiedenheit derselben weder durch den Wechsel des Klima, noch im bloßen Laufe der Fortpflanzung endlich entstanden; daß zuletzt jene Verschiedenheit auch nicht durch die Annahme erklärt werden kann, von dem

Stammvater rühre die eine, und von der Stammmutter die andere Farbe her: so bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, daß das Menſchengeſchlecht von wenigſtens zwei beſonderen Paaren, einem blauäugigen und einem braunäugigen abſtammen müſſe. Vielleicht hat jede Hauptrace des Menſchengeſchlechts (nach der gewöhnlichen Eintheilung) ein eigenes Stammpaar. Allein, wenn man auch von dieſer Annahme abſtrahirt und die Merkmale jener Racen als ſchwankend verwirft, ſo bleibt wenigſtens in den Augen das ſichere Kennzeichen für zwei verſchiedene Stammpaare übrig. Mag es möglich ſein, daß aus dem Stamm eines zirkaſſiſchen Apoll ein hunniſcher Brückenpfahl, daß aus einem chineſiſchen Zopf ein mohriſcher Krauskopf, aus den gutmüthigen Zügen eines Malaien ein türkiſches Henkergeſicht, aus einem grönländiſchen Zwerg ein patagoniſcher Rieſe entſtehe und umgekehrt; mag man in Bezug auf das Aeußere, auf Geſtalt, Schönheit, zum Theil auch Hautfarbe ꝛc. ꝛc. die Möglichkeit aller nur denkbaren Bildungen und Veränderungen annehmen: in Bezug auf das Innere und die Farbe der Augen, als die Blüthe jenes Innern, iſt die Herleitung gefeſſelt. Man kann einen Baum ſchlank aufziehen, man kann ihn zum Krüppel machen, aber man kann ihn nicht zwingen, fremdartige Blüthen zu treiben. Soll er fremde Blüthen tragen, ſo muß man ihm den Stoff dazu einimpfen; ſoll aus einem ächtbraunäugigen Menſchen ein ächtblauäugiger werden und umgekehrt, ſo genügt es nicht, daß ſein Haar kraus oder glatt, ſeine Haut weißer oder dunkler, ſein Schädel eckig oder rund, ſeine Geſtalt ſchön oder häßlich werde, nein, der ganze Menſch vom Kopf bis zur Zehe, äußerlich und innerlich, muß bis

in alle Fasern und Säfte eine andere Beschaffenheit erhalten, er muß neu geschaffen werden. Und wäre es möglich, z. B. einem braunäugigen Menschen blaue Augen einzusetzen, so daß sie wie organisch verwüchsen, die Fortpflanzung würde den aufgedrungenen fremden Stoff ausscheiden und die Nachkömmlinge würden doch wieder braunäugig sein.

Sind die aufgestellten Behauptungen richtig, so bleibt, da der Ursprung der braunäugigen Menschen jedenfalls in Asien zu suchen ist, nur noch übrig, zu ermitteln, wo das blauäugige Stammpaar des Menschengeschlechts seinen Sitz gehabt und wer die Nachkommen desselben sind. Diese Ermittelung wäre in historischer Hinsicht nicht unwichtig, da sie über die Abstammung des einen Volks von dem anderen, über die Bevölkerung des einen Welttheils durch den anderen ꝛc. ꝛc. ein nicht zu verachtendes Licht verbreiten würde. Es wäre zu wünschen, daß die Reisebeschreiber, welche sich bei Beschreibung der verschiedenen Nationen in der Regel auf Angabe der Hautfarbe, des Haars, ꝛc. ꝛc. beschränken, den Augen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten und daß ein Gelehrter sich für die desfalls hier gemachten Bemerkungen so weit interessirte, um die Mittheilungen der Schriftsteller über die Augenfarbe der Völker zu sammeln und daraus vielleicht mit mehr Sicherheit ein genealogisches Gebäude für dieselben zu konstruiren. So viel meiner geringen Belesenheit bekannt ist, sprechen die historischen Zeugnisse von blauen Augen nur in der Geschichte der Teutschen, bei welchen sie als eine bis dahin unbekannte Erscheinung hervorgehoben werden. Die γλαυκῶπις Ἀθήνη (die gemischtblauäugige) und der ξανθὸς Μενέλαος, der bei dem

blonden Haar vermuthlich auch die entsprechenden blauen Augen hatte, sind isolirte Erscheinungen und, wenn jene Bezeichnungen nicht als durchaus poetische Erfindungen anzunehmen, vielleicht verwehte Blätter vom teutschen Stammbaum. Das stimmt auch mit der eisigen, nordischen Kälte jener Göttinn überein und für die Teutschen wäre es nicht wenig schmeichelhaft, wenn aus ihrem Lande die Griechen die Göttinn der Weisheit hätten holen müssen. Sind nun die Teutschen ursprünglich das einzige blauäugige Volk, so werden ihre Stammeltern wohl im Nordwesten von Europa gewohnt haben. Ihre spätern Nachbarn, die Sarmaten, Wenden und überhaupt die slavischen Völkerschaften sollen braune Augen und dunkles Haar gehabt haben, konnten also nicht teutschen Ursprungs sein. Auch scheint es, wenn man für die Teutschen besondere Stammeltern annimmt und annehmen muß, nicht wahrscheinlich, daß sie, wie die Sarmaten ꝛc. ꝛc., aus Asien herübergekommen, da sie in diesem Fall nicht ihre reine, unvermischte Blauäugigkeit hätten bewahren können und da es ferner schwer zu erklären wäre, warum sie, der Weise der übrigen Wandervölker zuwider, sich ausschließlich nach dem kalten Norden gewandt und nicht wenigstens theilweise schon gleich Anfangs den einladenden Süden sollten bevölkert haben. Sind sie aber wirklich aus Asien gekommen, so müssen sie, da sie nun einmal wegen ihrer Augen nicht gleiche Abstammung mit den übrigen haben können, wenigstens an der Schwelle von Europa gewohnt und sich frühzeitig genug nach Skandinavien, an die Nordsee ꝛc. ꝛc. gezogen haben, um ihre unverfälschte Ursprünglichkeit bis zum Zusammentreffen mit den nachrückenden Braunaugen bewahren zu können. So

viel ich habe beobachten können, haben, außer den anerkannt teutschen und zu Teutschland gerechneten Völkern, die Tyroler, Schweitzer, Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, zum Theil auch die Engländer blaue Augen. Sie müssen also Alle, selbst wenn die geschichtlichen Nachweisen widersprächen, wenigstens größten Theils aus teutschem Element bestehen. Alle übrigen Nationen, also die ganze Urbevölkerung von Amerika, Australien, Asien, Afrika und Südeuropa, mit Ausnahme einzelner, durch die Völkerwanderungen hier und da hinterlassener Reste, z. B. einzelner Vandalenüberreste im nördlichen Afrika, mögen aus der Wiege von Kaschemir gekrochen sein, sie haben alle braune Augen. Die Teutschen aber kommen aus einer andern und zwar weniger sanften Wiege her. Sie allein stehen der ganzen übrigen Menschenmasse der Erde gegenüber als eine besondere Art für sich. Die Menschheit zerfällt also in Adamiten und Teutsche. Was folgt daraus? Wenigstens so viel, daß die Teutschen, da sie nicht von Adam abstammen, auch nicht der Erbsünde theilhaftig sind und nicht dafür zu büßen haben. Sie können also auch in dieser Beziehung ein besseres Loos erwarten. Die übrigen Nationen sind im Paradies geboren und wurden in der Person ihrer Stammeltern daraus verjagt und verurtheilt, für ihr Brod zu schwitzen und zu entbehren; die Teutschen haben, wenn auch nicht geschwitzt, doch entbehrt in freudeleeren skandinavischen Wildnissen und sind bestimmt, allmälig in's Paradies und aus Niflheim nach Muspelheim zu gelangen.

Es lassen sich noch einige Fragen und Bemerkungen hier anknüpfen.

1) Die Erfahrung lehrt, daß die Vermischung ver-

ſchiedenäugiger Menſchen von ſonſt angemeſſener Grundbeſchaffenheit in der Regel die ſchönſten und talentvollſten Kinder hervorbringt. Ein ſchöner blauäugiger Mann wird mit einer ſchönen blauäugigen Frau nicht ſo vollkommene Kinder zeugen, als mit einer gleichſchönen braunäugigen Frau. Dieß beruht auf einem genetiſchen Miſchungsgeſetz. Es ſcheint daraus zu folgen, daß die Verſchiedenartigkeit der Menſchen dazu vorhanden iſt, um allmälig durch Vermiſchung das menſchliche Geſchlecht zu veredeln. Der Teutſchen ſind aber im Verhältniß zu den Braunäugigen ſehr wenige. Läßt ſich daraus nicht vermuthen, daß ſie ſo viel zum Geſchäft mitzubringen haben, als die übrigen alle zuſammen?

2) Wird es über etliche tauſend Jahre noch braune oder noch blaue Augen geben? Welche Farbe wird ſiegen?

3) Welches Paar wird die vollkommenſte Nachkommenſchaft haben, ein blauäugiger Mann mit einer braunäugigen Frau, oder ein gleichſchöner braunäugiger Mann mit einer gleichen blauäugigen Frau? Muß der Mann oder die Frau braune Augen haben? Ich glaube, die Frau.

4) Die blauen Augen bringen die Kraft, die braunen das Leben, die blauen den Zunder, die braunen das Feuer. Es iſt bemerkenswerth, daß Napoleon, dieſer Erzantiteutſche, zum Theil aus teutſchem Stoff entſtanden, denn er hatte blaue Augen.

5) Darf Chriſtus mit blondem Haar und blauen Augen gemalt werden? Die Maler wie die Romanſchreiber könnten bei Vertheilung der Augenfarben ſowohl in Bezug auf Nationalität, als auch in Bezug auf Charakter oft viel naturwahrer zu Werke gehen. Welcher Maler wird einen alten Teutſchen mit braunen Augen malen? Warum

nun einen Orientalen mit blauen? Dieß mögte man vorzugsweiſe der Düſſeldorfer Schule zur Beachtung empfehlen.

6) Menſchen mit violettſcheinenden braunen Augen ſind niemals geſund. Sie ſcheinen ſich den Kakerlaken zu nähern. Findet ſich zu dieſer abnormen Bildung die Anlage und Fähigkeit auch unter blauäugigen Menſchen? Sind die Kretinen in der Schweitz nicht urſprünglich Braunäugige geweſen?

7) Sollten weiße Kaninchen, weiße Mäuſe ꝛc., welche immer rothe Augen haben, eine eigene Urgattung, oder ſollten ſie nicht vielmehr die Kakerlaken (Albinos, Kretinen) der Thiere ſein? Haben die Eisbären rothe Augen?

8) Welche Augenfarbe iſt vorherrſchend bei den Fiſchen, welche bei den Vögeln? Bei den Säugethieren iſt es die braune. Ich kenne außer ein Paar Fiſcharten nur zwei blauäugige Thiere: Krähen und Gänſe.

9) Was iſt der chemiſche Grund der Augenfarbe, ihrer Verſchiedenheit und der übrigen mit ihr zuſammenhangenden Erſcheinungen des Körpers? Die Löſung dieſer Frage, die ich von vornherein beantwortet haben würde, wenn ich gekonnt hätte, wäre vielleicht im Stande, die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Augenfrage entſcheidend feſtzuſtellen.

9.

Phantaſie auf der Rhede von Batavia.

Ich ſaß im Schatten des Fockſegels auf einer Kanone und ließ meinen Blick bald über die ſchimmernden Piſang- und Kokos-Palmen ſchweifen, welche die Stadt verhüllten, bald über die nahe liegenden Inſeln, die wie grüne Sträuße aus dem Waſſer ragten, bald über die offene Sundaſee, welche hier und da der Kanoe eines Malaien durchſchnitt, bald über die Schiffe, die um uns her in majeſtätiſcher Ruhe vor Anker lagen. Von dieſer ſchwarzen Brigg ertönt franzöſiſches Geſchwätz; vom Maſtkorb jenes Dreimaſters ruft ein engliſcher Bootsmann herab; vom Bord jener ferneren Schiffe ſcheint bald die Sprache von Liſſabon, bald von Kopenhagen, bald von Stockholm zu erſchallen. Da drüben links erheben zwei ſichelförmige Jonken ihre ſpitzen Hörner; gezopfte Matroſen mit deckelförmigen Sonnenhüten arbeiten emſig an dem zerriſſenen Mattenſegel und ſtoßen die ſchnatternden Töne von Kanton aus. Welch ein Gemiſch von Erſcheinungen, von Sprachen und Nationen! Warum fehlt hier die Hauptnation? Warum läßt ſie ſich nur durch ihre Verwandten repräſentiren, wo ſie in Perſon erſcheinen ſollte? Es erſchallt kein teutſches Wort, es weht keine teutſche Flagge zwiſchen dieſen Inſeln. Meine Betrachtungen führten mich auf die Geſchichte und den Charakter der verſchiedenen Nationen. Beim Chineſen blieb ich ſtehen und bedachte,

daß er ſo lange Zeit vor den Andern ſchon den Kompaß und das Schießpulver gekannt, bedachte aber zugleich, daß er beide Erfindungen nicht auszubeuten gewußt, daß auf ſeine frühe, aber unvollkommene Entwickelung ein ſo langer Stillſtand folgte und der unmittelbare Schritt von dem Stillſtand nicht zu weiterer Entwickelung, ſondern zum Verfall führen werde. Vom Chineſen wandte ich mich zum Franzoſen und bedachte, daß er bei ſeiner Beweglichkeit zwar den Gegenſatz gegen den chineſiſchen Stillſtand darſtelle, daß er ſich aber in zu feurigem Fortſchritt ſelbſt aufreibe und auf dem Höhepunkt ſeiner Entwickelung umſchlagen könne, weil er den Gipfel erſteige, bevor er ihn zu einer ſicheren Baſis ausgebaut. Der Franzoſe führte mich auf den Teutſchen, der in gewiſſer Beziehung zwiſchen jenem und dem Chineſen in der Mitte ſteht. Der Chineſe iſt ihm mit dem Schießpulver, der Franzoſe mit der Literatur und alle zuſammen ſind ihm auf der See zuvorgekommen. Und doch hat er Macht, er hat Bauholz, Häfen und Mannſchaft. Bei Erklärung dieſer Erſcheinung ſetzte ich die geſchichtlichen Hemmniſſe, die den Entwickelungsweg der Teutſchen ſo oft geſperrt, an die Seite und faßte den Charakter des Volks, als die Grundurſache von Allem, in's Auge. Der Franzoſe iſt mit fünfzehn Jahren bärtig, mit zwanzig ein Mann; dem Teutſchen beginnt im zwanzigſten Jahre vielleicht der Bart zu keimen und er wird Mann, wenn die andern Greiſe ſind. Er iſt ähnlich ſeiner Eiche, die in Jahrhunderten nicht auswächſt, aber in Jahrtauſenden nicht abſtirbt. Die Natur verſchwendet weder Kraft noch Zeit umſonſt und was ſie zum Schaffen an Zeit aufwendet, das erſetzt ſie durch die Haltbarkeit und den Werth ihrer Schöpfung.

Wie der körperliche, ſo iſt auch der innerliche Charakter des Teutſchen. Er bedarf im Individuum, wie in der Nation Zeit zu ſeiner Ausbildung und beim Bau ſeiner Geſchichte mörtelt er vielleicht noch am Erdgeſchoß, wenn die Andern bereits ſpöttelnd aus dem Dachfenſter auf ihn herabſchauen. Glaubt ihr nicht, daß ihr mit veränderter Miene einſt durch das Fernrohr nach ihm hinaufſchauen werdet? Die Teutſchen ſind die Garde des Menſchengeſchlechts, die nicht zum Tirailliren gebraucht wird, aber mit ungeſchwächter Kraft und den Kampf entſcheidend dann vorrückt, wenn die Andern alle geſchlagen ſind.

Nichts charakteriſirt den wahren Teutſchen ſo allgemein, als daß er Zeit nöthig hat. Keine Nation trägt in ihrem angeborenen Charakter ſo wenig Fehler, als die teutſche. Zur Ausgleichung hat ihnen die Natur die Fehler den Tugenden beigemiſcht, zum Theil ſie in einem Uebermaß dieſer Tugenden dargeſtellt. Daher jene geduldige Gutmüthigkeit, die nur im äußerſten Fall aus Nothwehr widerſtrebt, nachdem das Widerſtreben vielleicht vergeblich geworden; daher dieſe unwandelbare Treue und Ehrlichkeit, die kein Betrug witzigt; daher dieſe gläubige Offenheit, die dem Feind das Beſte preisgibt, ehe ſie ihn erkennt; daher dieſe übermäßige Gewiſſenhaftigkeit, die ſich beim erſten Schritt ſo lang aufhält, bis ſie beim zweiten zu ſpät kommt; daher dieſe Tiefe eines Gemüths, deſſen Saiten bei der gelindeſten Berührung bis in den innerſten Grund nachklingen und lange, lange ausklingen müſſen, bis andere können angeſchlagen werden; daher dieſe blöde Beſcheidenheit, die ſelbſt das Recht nur auf dem Weg der Schenkung und Gnade in Anſpruch nimmt; daher dieſe Gründlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, die zuvor den

Begriff der Sache nach allen Seiten ausbilden muß, bis sie im Stande ist, zur That zu greifen; daher diese Geistestiefe, die jede Erscheinung von der Wurzel auf muß kennen lernen und erst in der Krone anlangt, wenn Andere die Frucht weggenascht haben. Diese tugendhaften Fehler sind es, die den Teutschen den Namen „Ideologen" zugezogen, sie auch sind es, welche verschulden, daß ich hier nicht von dem Verdeck eines teutschen Ostindienfahrers, sondern eines holländischen Krämerschiffs das Meer überschaue.

Meine Betrachtungen verloren sich in Phantasien, meine Phantasien in Träume. Unter dem Druck der Mittagshitze sank ich in Schlaf. Der Traum führte mich durch alle Erdtheile, durch alle Länder, durch alle Meere, unter alle Völker. Endlich fixirten sich die Bilder, die meinen Geist umschwebten und er blieb gefesselt durch eine einzige Erscheinung, die als ein majestätisches Schiff mir entgegenbrauf'te. Das mächtige Segel, welches das Schiff trug, rollte sich vor meinem Blick herab als kolossale Zeitung, mit teutschen Lettern gedruckt, in welcher ich folgenden Artikel las:

Neuteutschland.

Die teutschen Regierungen haben das Bedürfniß erkannt, ihrem Volke ein zweites Vaterland jenseit des Meeres zu gründen. Sie haben auf gemeinschaftliche Kosten einstweilen, um einen der Nation würdigen Anfang zu machen, zweihundert Transportschiffe gestellt, welche am 1. * * * aus den Häfen von * * * die Stammbevölkerung des neuen Vaterlandes an ihre Bestimmung bringen werden. Diese Bestimmung wird S. sein. Die Be-

völkerung, einſtweilen auf 100,000 Köpfe (einſchließlich der Weiber und Kinder) berechnet und nur aus Teutſchen beſtehend, wird ſich in drei Abtheilungen ſondern: 1. Soldaten, um die Kolonie zu beſchützen; 2. Beamten, um ſie zu verwalten; 3. Handwerker, Ackersleute, Kaufleute u. ſ. w., um ſie zu benutzen. Ueberdieß werden Geiſtliche, Pädagogen, Künſtler, Literaten u ſ. w. je nach dem Bedürfniß engagirt werden. Auswanderungsluſtige, die ſich für eine dieſer Abtheilungen qualificiren, können ſich zur Einſchreibung an ihre Orts- oder Kreisbehörde wenden, nachdem von dieſen das Nähere über die ganze Angelegenheit publizirt ſein wird. Die Einſchreibungen werden am *ten geſchloſſen und alsdann wird die Auswahl der geeignetſten Individuen bis zu der feſtgeſtellten Zahl und je nach dem Verhältniß der Bevölkerung jedes Vereinsſtaats Statt finden. Nur körperlich und moraliſch Geſunde werden angenommen.

Die neue Kolonie wird unter der Leitung eines Präſidenten und unter der Kontrole eines repräſentirenden Volksausſchuſſes einſtweilen von drei Oberbeamten, deren Reſſort ſich nach den genannten Abtheilungen der Bevölkerung bildet, verwaltet werden. Sobald deren Beſchluß einen Zuwachs der Kolonie für nöthig erklärt, wird die zweite Ausſchreibung und der zweite Transport folgen.

Freut euch, ihr Söhne Teutſchlands! Zwar haben ſchon viele eurer Brüder ſich auf fremden Gebieten niedergelaſſen und der Grund, den ſie dort in die Völker gelegt, wird für unſer Vaterland nicht verloren gehen, aber ſie Alle haben ihre Hoffnungen nur auf den Zufall gebaut und ſind einem ungewiſſen Schickſal entgegengegangen; ihr hingegen habt eine ſichere Beſtimmung und einen

ſichern Erfolg vor Augen, denn euer Bürge iſt die Theilnahme des Vaterlandes. Euer Drang nach der Weite hat jetzt ein beſtimmtes Ziel und ihr werdet nicht vom Sold oder der Gewalt der Fremden abhängig ſein, nicht von niederer Habgier tyranniſirt und geopfert werden, ſondern unter der fürſorglichen Leitung eurer Stammregierungen in ſicheren Wohnſitzen euch anſiedeln. Ihr werdet eure Sitten jenſeit des Meeres nicht abzulegen, eure Geſinnungen nicht aufzuopfern haben und eure herrliche Sprache wird durch die Lüfte des Südens —

Ein rohes Geſchrei weckte mich aus meinem Schlaf und meinem Traume. „Moſſegezigd (hörte ich rufen), gaat uit de weg, of ik slaa je, god verdomm me, met de handspaak op je donder, dat je de harsens oover boord vliegen! (Moſſengeſicht, aus dem Weg, oder ich ſchlage dich, Gott verdamm' mich, mit dem Handſpaak auf den Schopf, daß dir das Gehirn über Bord fliegt!) Es war der Steuermann, der mit einem Schiffsjungen ſprach.

10.

Reiſe von Batavia bis St. Helena.

Montekukuli ſagt: zum Kriegführen gehört erſtens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Das Nämliche könnte man vom Reiſen ſagen, namentlich vom Reiſen in fremde Welttheile. Wer von der Reiſeluſt getrieben wird, der reiſe als unabhängiger Mann, wo möglich mit voller Börſe; kann er Das nicht, ſo opfere er ſeiner Reiſeluſt nicht ſeine Unabhängigkeit auf, wenigſtens nicht unter Umſtänden, wie ich es gethan. Er ſuche lieber ein Menſch Ernſt zu werden, wenn er kein Fürſt Pückler ſein kann. Eine Reiſe in fremde Welttheile oder um die Welt würde ich, wären keine günſtigeren Bedingungen zu erlangen, bei Waſſer und Brod mitmachen, wenn ich nur über meine Perſon und die Einrichtung meiner Reiſe disponiren könnte; aber unter militairiſchem Kommando oder unter pauverer Abhängigkeit von rohen, nur durch charakterloſe Unterordnung und durch Geld zu kirrenden Menſchen reiſe ich nicht mehr und ſollte ich zur Entſchädigung auf Polſtern mit Nektar und Ambroſia beköſtigt werden. Schon in der Heimath iſt es unſere Abhängigkeit, welche Denjenigen, von denen wir abhangen, ſo oft die Geißel für uns in die Hand gibt; in der rückſicht- und theilnahme-loſen Fremde wird leicht

jeder Coujon unſer Büttel und ſeine Geißel bringt bis in Blut und Galle. So wie nun aber die Abhängigkeit in der Fremde uns doppelt fühlbar wird als perſönliche Qual, ſo ſtellt ſie ſich auch häufig als unüberſteigliches Hinderniß der Erreichung des Reiſezweckes entgegen. Dieß zeigt ſich im Vorhergehenden und wird ſich im Folgenden zeigen. Von meiner Rückfahrt, einer Reiſe von etwa fünf bis ſechstauſend Stunden, hatte ich doch nicht viel mehr zu erwarten, als die bloße kahle Wiederkunft in's elterliche Haus! Ein Paar tauſend Gulden reicher konnte ich, und zwar mit meinem zurückgelaſſenen Freund, die intereſſanteſte Rückreiſe durch Aſien oder Afrika machen.

Anfangs Juli beſtieg ich auf der Rhede von Batavia das Schiff, welches mich nach Europa zurückbringen ſollte. Ich konnte mich bald überzeugen, daß meine Rückreiſe nicht angenehmer ſein würde, als meine Hinreiſe. Da das Schiff ſchon beſetzt war, als ich mich beim Kapitain meldete, hatte ich es auf Empfehlung meines Obriſten nur dahin bringen können, daß mir für meine 600 Gulden ein Verſchlag im Vordertheil des Schiffs, wo die Matroſen hauſ'ten, zugeſagt wurde. Ich verſtand mich gern zu Allem, da ich lieber ſelbſt Matroſe geworden, als auch nur einen Monat länger in der bataviſchen Hölle zurückgeblieben wäre. Auf dem Schiff angekommen, ſuchte ich meinen Verſchlag vergebens, es war nicht einmal ein Platz dazu vorhanden. Man wies mich daher geradezu in's Matroſenlokal. Dieß war ein auf dem Verdeck befindlicher, nach dem Hintertheil des Schiffes zu offener Raum, welcher oben durch ein auf der Verſchanzung ruhendes zweites Verdeck geſchloſſen war. In dieſem Raum

hing es gedrängt voll Hängematten, die Betten meiner künftigen Gesellschaft. Mir wurde der beste Platz angewiesen, nämlich zwischen der Hängematte des zweiten Bootsmanns und der des Segelmachers.

Die erste Zeit konnte ich mich nicht entschließen, den mir eingeräumten Ehrenplatz einzunehmen. Ich legte mich daher bei Nacht, in einen alten Kapotmantel gehüllt, auf das platte Verdeck und gedachte es so auch in Zukunft zu halten. Allein ich wurde bald inne, daß ich dieses Nachtlager gegen das angewiesene würde vertauschen müssen. Legte ich mich der Länge nach auf das Schiff, so rollte ich bei dem Schwanken desselben bald nach dieser, bald nach jener Seite hin; legte ich mich quer, so hatte ich den Kopf bald hoch bald niedrig, so daß ich in der einen wie in der andern Situation die Nächte meist schlaflos zubrachte. Hierzu kam noch manche andere Annehmlichkeit und Abwechselung: bald trieb man mich auf einen andern Platz, weil ich den Matrosen bei Ausführung der Kommando's im Wege lag, bald warf man mir ein Tau auf den Leib, bald trat man mir auf die Beine, bald fiel man über mich und fluchte, daß man eine Gänsehaut hätte bekommen können. Als ich mich endlich entschloß, das Matrosenlokal zu beziehen, fehlte mir eine Hängematte. Auf Befehl des Kapitains wurde durch meinen Nachbar, den Segelmacher, aus altem Segeltuch eine zusammengenäht. Sie hielt jedoch nur eine Nacht aus, am andern Morgen hing ich mit den Beinen hindurch und stieg, statt zur Seite, von unten aus dem Bette. Nach mancherlei Aushülfsversuchen machte endlich der Schiffsarzt der Noth ein Ende und lieh mir eine schmutzgeblümte Krankenhängematte. Sie war stärker als die vorige, aber es fehlte mir die Unterlage

darin, so daß ich genöthigt war, in oder auf meinen Kleidern zu schlafen. Beim ersten schlechten Wetter wurde mir dieser Uebelstand auf nassem Wege sehr fühlbar. Da ich grade vor dem Eingang hing, strichen alle die durchregneten Jacken, die aus- und einkrochen, unter meiner Hängematte her, so daß ich des Morgens wie im Wasser lag. Ich wußte diesem Uebel, das ich aus Klugheit nicht verrathen durfte, auf keine andere Art unbemerkt abzuhelfen, als dadurch, daß ich die Hängematte auch bei Tage bis in den Bereich der Jacken und Fäuste herabhangen ließ, wodurch sie in kurzer Zeit äußerlich einen so dicken und so dichten Ueberzug von Fett, Theer ꝛc. annahm, daß kein Tropfen Wasser mehr durchdringen konnte. Die Flüche, die während der Zeit wegen Versperrung des Eingangs gegen mich laut wurden, ließ ich, meinen Zweck im Auge haltend, ruhig über mich wegdonnern. Ich hatte in dieser Beziehung am meisten auszuhalten von einem meiner nächsten Nachbarn, dem originellsten und genialsten Bruder Liederlich, der mir je in meinem Leben vorgekommen. Weil er in Surabaja zu stark an einer malaiischen Blume gerochen, hatte sich der eine Flügel seines gewaltigen Riechorgans ganz abgelös't und dieß Manquement, welches zu seinem gekalfaterten Gesicht die letzte noch nöthige Zuthat war, übte auch auf den Ton seiner Stimme einen entsprechenden Einfluß aus, so daß die Flüche, die aus seinem Mund hervorgingen, doppelt so viel Eindruck machten, als die der Andern. Man denke sich das Leben in dieser Gesellschaft, die Tag und Nacht um mich herum arbeitete, kochte, aß, schnarchte, fluchte, Zoten riß, kurz, jedem Sinn und Gefühl so viel Beschäftigung und Nahrung gab, daß man Beides hätte verlieren mögen. Wie oft habe ich des

Spaßes wegen einige von unſern zarten, fein zubereiteten Glaceherrchen an meine Stelle gewünſcht, wenn meine „Kameraden" Morgens Toilette um mich herum machten, oder wenn mir bei Nacht ein ausgekautes Tabackpruimchen in die Hängematte flog und ich danach ſchlug in der Meinung, daß es einer von den tauſend Kakerlaken ſei, die rings in den Schiffswänden hauſ'ten, oder wenn mein lebhafter Nachbar, von ſeinen Händeln in der Kalverſtraat zu Amſterdam träumend, mir unverſehens einen derben Fauſtſchlag aus ſeiner Hängematte herüberreichte! Eben ſo wünſchte ich jene Herrchen an meine Stelle, wenn ich bei Nacht im Mondſchein neben dem Bugſpriet ſaß und unvermerkt meine dunkelfarbige Hoſe mit einem Stück weißen Segeltuchs hinterging, oder meiner vorwitzigen Zehe die Ausſicht durch eine Gardine von Schurzfellsleder ſchloß, oder wenn ich, zur Bezahlung von Waſchlohn außer Stande, meine Wäſche ſelbſt beſorgte. Letzteres geſchah auf einfache Art, indem ich die ſchmutzigen Sachen an einem Strick eine halbe Nacht durch die See ſchleppen ließ. Die Hemden büßten dabei durch die ſchnelle Fahrt zwar häufig einen Aermel oder Schlippen ein, aber rein wurden ſie wie unter den Händen der beſten Wäſcherinn.

Trotz der radikalen Gemeinheit des Unterhauſes, deſſen nothgedrungenes Mitglied ich war, kam mir daſſelbe, als ich mich einiger Maßen gewöhnt hatte, nicht ſo unerträglich vor, als das hochnaſige Oberhaus, welches im entgegengeſetzten Theil des Schiffes ſeinen Sitz hatte. Dieſe hohe Geſellſchaft beſtand aus einem halbverſchwitzten Reſidenten von der Inſel Sumatra, einem halb vertrockneten Kapitain von der Inſel Java und dem ſtiefelkrachenden Schiffskapitain als Präſidenten. Ein Kranz holder Frauen,

nämlich die seekränkelnde Frau Residentinn (mit zwei allerliebsten Sklavinnen, welche, wie die Damen überhaupt, nicht zu den Unausstehlichen gehörten) und zwei liebängelnde Wittwen, flocht sich zwischen jene drei Lieblinge hinein, denen sich der Schiffsarzt und die Obersteuerleute günstlings- und adjutantenartig anschlossen. Jeder der drei erstgenannten Herren besaß eine Merkwürdigkeit, um die ich ihn beneidete, nämlich der Herr Resident eine 25 Fuß lange Riesenschlange, die leider beim Kap der guten Hoffnung wegen der Kälte starb, der javanische Kapitain die sechs Fuß lange Haut eines javanischen Tigers, den er selbst erlegt haben wollte und der Schiffskapitain einen schönen bengalischen Schiffskoch in Nationaltracht; nun besaßen die Herren aber noch weit mehr Merkwürdigkeiten, um die ich sie nicht beneidete, insbesondere der Letztere, eins der unausstehlichsten Exemplare, die jemals einen ehrlichen Menschen ennuyirt haben. Wie dieser Windbeutel, der besser hinter die Gardinen, als hinter die Segel paßte, zum Schiffskapitain gelangt war, ist mir unbegreiflich. Eben so weichlich und feige als dünkelhaft und arrogant verkroch er sich bei Sturmwetter stets in seine Kajütte und floh sonderbarer Weise sein eigentliches Element, den Wind; bei gutem Wetter zeigte er sich dafür desto mehr und zog sechsmal den Tag andere Kleider an, um den Damen, vor denen er beständig auf dem Verdeck herumpetitmaiterte, seine Liebenswürdigkeit in immer neuer Gestalt zu produziren. Seine Thätigkeit als Seemann beschränkte sich darauf, die Matrosen, bei denen er auf's Aeußerste verhaßt war, zu kujoniren und Mittags um 12 Uhr mit dem Sextanten, in malerischen Attitüden sich übend, nach der Sonne zu sehen. Ich hatte bald das Unglück, mir den Groll dieser hochfahrenden

Perſon zuzuziehen. An ſtete Komplimente und Devotion ſeiner Umgebung gewöhnt, glaubte der Mann von mir dieſelben Zeichen der Untergebenheit fodern zu dürfen, die er von den übrigen Bewohnern des Matroſenlokals foderte und hatte die Impertinenz, mich zur Rede zu ſtellen, als ich, und zwar ohne alle Abſicht, meine Mütze nicht vor ihm abgenommen. Meine Antwort brachte ihn dahin, mir zu bedeuten, es ſei nicht akkordirt, daß ich, außer zum Eſſen, hinter den Mittelmaſt kommen dürfe; komme ich weiter, ſo werde er als Kapitain auftreten, den ich nicht für einen meiner Korporale anſehen möge. Ich erwiderte ihm kaltblütig, daß der Kapitain in ihm mir ganz gleichgültig ſei, ich betrachte ſein Schiff als mein Wirthshaus und ihn ſelbſt als meinen Wirth, von dem ich um ſo mehr Zuvorkommenheit und Artigkeit glaube erwarten zu dürfen, da er durch Logie und Bewirthung meine 600 Gulden wahrlich nicht verdiene. Er möge das Verhältniß zwiſchen Wirth und Gaſt nur feſthalten, dann werde vom Mittelmaſt gewiß keine Rede mehr ſein. Meine Antworten verfehlten ihre Wirkung nicht und wenn ſie mir auch zur Freundſchaft des Kapitains den Rückweg für immer verſchloſſen, ſo ſtellten ſie mich dafür bei den Matroſen, die mit ſchadenfrohem Wohlgefallen zugehört hatten, um fünfzig p. Cent höher und ſicherten mir ihre Gefälligkeit für die ganze Reiſe.

Die Fahrt von Batavia bis in die Nähe der Inſel Madagaskar, die wir indeß nicht zu Geſicht bekamen, lieferte wenig Intereſſantes. Später fuhren wir kurze Zeit in einer Entfernung von etwa einer Stunde längs der afrikaniſchen Küſte hin, auf welcher wir bei Tag eine Menge Eingeborener hin und her laufen ſahen und bei Nacht viele Feuer erblickten. Die Phantaſie er-

hielt dadurch reichlichen Stoff und malte sich alle die reizenden Gefahren in den afrikanischen Wäldern und Wüsten auf's Lebendigste aus. Daß doch die meiste Poesie in den Ländern wohnen muß, wo die wenigste Kultur wohnt! Wie wird es einst sein, wenn die ganze Erde hübsch kultivirt ist, wenn reuige Beter flüstern, wo jetzt wilde Kriegstänze lärmen, wenn königliche Sergeanten kommandiren, wo jetzt königliche Löwen brüllen, wenn geschmückte Damen lustwandeln, wo jetzt gefleckte Riesenschlangen sich winden, wenn affektirte Dandy's lorgnettiren, wo jetzt lechzende Tiger lauern, wenn die Münze des Krämers klingt, wo jetzt der Pfeil des Buschmanns schwirrt oder die Lanze des Beduinen saus't! Bis dahin hat es allerdings noch viel Zeit, aber kommen muß es doch dahin und wie wird es dann erst mit der praktischen Poesie bestellt sein, die jetzt bereits von den unpoetischen Europäern an die Wilden Afrika's und an die Thiere der Wüste verwiesen ist! Man mögte wünschen, so manchen lieben Nächsten, der als Mensch kein Blättchen Poesie trägt, sondern wohl gar in borniter Malice beflissen ist, mit seinem Philister-Kuittel die poetischen Blüthen und Früchte vom Baum des Lebens herunterzuwerfen, wenigstens in eine afrikanische Bestie verwandeln zu können, damit er die zusammenschmilzende Zahl der vierfüßigen Träger der Poesie vermehren hälfe, nachdem die zweifüßigen ihn hatten aufgeben müssen.

In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung hatten wir mehrere Tage lang mit einem halbkontrairen Wind zu kämpfen, der bei unbewölktem Himmel mit solcher Heftigkeit blies, daß alle Segel mußten eingerefft oder ganz eingezogen werden. Unser Schiff, das unter der Leitung des

kundigen Kapitains ganz fehlerhaft geladen war, ging mit dem Vordertheil weit tiefer im Waſſer, als mit dem Hintertheil und ſtampfte deshalb bei etwas hoher See mit ungeheurer Gewalt. Es hatte ſich dadurch, als der heftige Wind einige Tage angehalten, vorn an mehreren Stellen auseinander gearbeitet, ſo daß das Waſſer gußweiſe eindrang. Außerdem war das Bugſpriet halb durchgebrochen und mußte durch ein neues erſetzt werden. Dieſen Umſtänden hatte ich zu verdanken, daß ich das Kap der guten Hoffnung zu ſehen bekam. Das Schiff ſteuerte der falſchen Bai zu, welche im Herbſt und Winter die ſicherſten Ankerplätze bietet, während in der übrigen Zeit des Jahres die Tafelbai benutzt wird. Die falſche Bai hatten wir gegen Abend vor uns und da wir unſern Ankerplatz, die Simonsbai, erſt am andern Tag erreichen konnten, riethen die Steuerleute, für die Nacht noch die offene See zu halten und erſt am folgenden Morgen in eine Bai einzulaufen, deren bloßer Name ſchon alle Vorſicht anrieth. Der Kapitain aber glaubte ſeiner höheren Einſicht folgen zu müſſen, ſegelte in die falſche Bai hinein, bis es dunkel war, und ließ dann in der Nähe der Klippenküſte auf ungeheurer Tiefe den Anker werfen. Am andern Morgen drehte ſich der Wind, trieb das Schiff den nahen Klippen zu und brachte es in ſolche Gefahr, daß es nur durch ſchleuniges Kappen des Ankertaues freigemacht und vom Scheitern gerettet wurde. Am Nachmittag gingen wir in der Simonsbai, an der die kleine Simonsſtadt liegt, vor Anker.

Zur Reparatur des Schiffs hätten vierzehn Tage vollkommen hingereicht, zumal, da der Schiffszimmermeiſter (der wegen ſeines Reichthums der König der Simonsſtadt hieß) durch kein anderes Schiff in Anſpruch genommen

wurde. Der Kapitain aber, der die meiſte Zeit in der fünf Stunden entfernten Kapſtadt zubrachte und ſich dort beſonders zu gefallen ſchien, wußte unſere Abreiſe ſo lange hinauszuſchieben, daß erſt nach ſechs Wochen Anſtalten dazu gemacht wurden. Außer dem bereits zurückgelaſſenen und wieder erſetzten Anker büßte er durch ſeine geſchickten Manoeuver in der Simonsbai noch zwei andere ein, an deren Stelle, unter abermaliger Verſchiebung der Abreiſe, ebenfalls neue aus der Kapſtadt mußten herbeigeſchafft werden. Bei dieſer Gelegenheit erzählte mir ein Matroſe Folgendes:

„Mein Oheim, ein Schiffskapitain und vermögender „Mann, wurde, nachdem er ſich bereits zur Ruhe geſetzt, „unerwarteter Weiſe Vater zum zehnten Kinde. Mein „jüngſtes, ſagte er, ſoll hinter den andern nicht zurück„ſtehen, ich muß ihm raſch noch 10,000 Gulden holen. „Er nahm darauf ein Schiff an nach Batavia und ich „ſegelte mit ihm. Im Kanal trafen wir ſchlechtes Wetter, „das alle Schiffe in die Häfen trieb. Mein Oheim aber „hielt die See und ſpannte Segel auf, ſo viel das Schiff „nur leiden konnte. Den andern Tag lagen zwei Maſten „über Bord und mit dem Reſt des dritten liefen wir am „Schlepptau eines engliſchen Schiffs zu Plymouth ein. „Nach zwei Monaten ſegelten wir nach Batavia mit neuen „Maſten und mit der quittirten Rechnung über eine „unverſchämt hohe Summe, wovon der vierte Theil in „die Taſche meines Oheims wanderte. Sein Jüngſtes „war ſchon beinahe verſorgt, ehe wir den Kanal hinter uns „hatten. Havarei iſt die beſte Reſſource für einen Schiffs„kapitain.“

Dieſe Mittheilung verbreitete mir Licht über Manches,

das mir bis dahin unerklärlich war und die darin enthaltene Andeutung mag ahnen lassen, welch' eine Menge großartiger Schurkereien im Reich des Merkurius verübt werden, die keine Zeitung bespricht und die kein Gericht vor sein Forum zieht und ziehen kann.

Der lange Aufenthalt am Kap würde mir natürlich überaus erwünscht gewesen sein, wäre ich nicht durch die Last meines leeren Geldbeutels in der reizlosen falschen Bai zurückgehalten worden. Während die übrigen Passagiere Ausflüge nach der Kapstadt und der Tafelbai machten, mußte ich mich mit der Ansicht des fernen Tafelberges begnügen, der wie ein behauener ungeheurer Steinblock auf den übrigen Bergen zu liegen schien. Für meine Entbehrungen suchte ich mich zu entschädigen durch Fischen, Muschelnsuchen, durch Exkursionen längs dem Strand und in den öden, kahlen Bergen, welche rings ihn einfaßten. Auf den Exkursionen in diesen Bergen kam mir außer einer gelben Schlange und einem Paar hottentottenartiger Weiber kein lebendiges Wesen zu Gesicht. Das Bemerkenswertheste, das ich sonst fand, war eine blaue glockenartige Blume, die ganz den Geruch unserer Veilchen hatte. Dieser geringe Fund, werthvoll durch den heimathlichen Reiz, erhöhte mir das Poetische meiner Umgebungen, die bei ihrer Verlassenheit und Oede etwas Erhabenes an sich hatten. An der falschen Bai, $1\frac{1}{2}$ Stunde von unserem Schiff, hatte ich das Glück, einen Wallfisch zu sehen, der den Tag zuvor war gefangen worden. Er lag in der Nähe einer Thranschmelzerei an dem stinkenden Strande, welcher rings umher von den kolossalen Gerippen seiner Vorfahren und von einem Schwarm gieriger Aaskrähen bedeckt war. Der Fisch galt für nicht

sehr groß; seine ausgeschnittene Zunge hatte indeß allein schon beinah die Größe eines Pferdes. Die Wallfischfänger trugen Trauer um einen ihrer Kameraden, der eine Woche zuvor, wo ihnen ein Wallfisch mit dem Schwanz das Boot umgeworfen, ertrunken war. Wie auf Rache sinnend, saßen sie, obgleich sie erst eben einen Feind erlegt, auf dem hohen Strand und spähten, die scharfen Harpunen zur Seite, nach einer neuen Beute in die Bai hinaus. Bis zu unserer Abreise wurde indeß keine mehr erlegt.

Endlich erschien der ersehnte Tag, wo wir der falschen Bai den Rücken kehrten. Es fehlte aber wenig, so wäre unser Aufenthalt noch bedeutend verlängert worden. Der Kapitain nämlich, der sich bei der Abfahrt im Angesicht einer eben angekommenen englischen Fregatte mit imponirender Geberde in voller Funktion zeigen wollte, machte zum Gespött der Engländer ein unglückliches Manoeuver, so daß ihm das Schiff durch den Wind herumging und mit ziemlicher Schnelligkeit der Küste zusteuerte, von der es wegsegeln sollte. Die eilig ausgeworfenen Anker wollten nicht fassen und wir hatten die Aussicht, nach wenigen Minuten das Schiff stranden zu sehen. Aus dieser kritischen Lage befreite uns die Großmuth der Engländer. Im Nu waren alle Boote der Fregatte in Thätigkeit, Werfanker wurden in die Bai hinausgeschafft und in einer halben Stunde war unser kolossales Schiff mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Kahn gewesen, durch die kräftige Mannschaft von der Küste wegbugsirt und in die Fahrt gebracht. Um solcher Rettung willen war es wirklich der Mühe werth, das Schiff in einige Gefahr zu bringen und nicht ohne Freude konnte

man ſehen, wie es von den rüſtigen und geſchickten Engländern gehandhabt wurde. Und alles Dieſes ging mit der größten Ruhe vor ſich, ohne überflüßigen Lärm, ohne Flüche und leere Redensarten, ſo daß man auch ohne die rothe Kleidung ſogleich die Engländer erkannte, die, wo gehandelt werden muß, handeln, aber nicht ſchwätzen.

Als wir die falſche Bai einige Tagereiſen hinter uns hatten, überfiel uns der fürchterlichſte Sturm, den ich auf der ganzen Reiſe erlebt. Er währte mehrere Tage ununterbrochen fort und nöthigte den Oberſteuermann, welcher den vom Sturmfieber befallenen Kapitain vertreten mußte, die Maſten halb herabnehmen und die Lucken des Schiffs ſchließen zu laſſen. Die Wellen, welche wüthend über uns wegſpülten, wurden ſo hoch, daß man, wenn das Schiff von ihnen herabſchoß, den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubte. Selbſt die älteſten und roheſten Matroſen wurden zuletzt bedenklich und ich glaube nicht, daß unſer Schiff den Wellen widerſtanden, wenn der Sturm noch zwei Tage ſo fortgewüthet hätte.

Bis nach St. Helena, wo wir Waſſer einnehmen ſollten und wohin uns der günſtigſte Paſſatwind beförderte, ereignete ſich Nichts, das der Aufzeichnung werth wäre.

11.

Die Matroſen.

Was ein Soldat ohne Bart, ja, was ein Löwe ohne Mähne und Gebrüll, das würde ein Matroſe ohne Flüche ſein. Die Sprache der Seeleute muß, wie ihre Koſt, derb und voll Salz und Pfeffer ſein. Es hängt mit ihrem gefahrvollen Handwerk zuſammen, daß ſie ſich immer ſo ramaſſirt vernehmen laſſen, und vielleicht ſind die Stürme und Wellenſchläge, mit denen ſie ſtets zu kämpfen haben, eine Art Flüche der See, welche aus dem Munde ihrer Beſchiffer ein angemeſſenes Echo herauslocken. Die Sterne, der Mond und die Sonne ſind für die Matroſen nur Spielbälle und die Herrgötter ſind ihre Puppen, die ſie Tag und Nacht über Kiſten und Hängematten herumſchleppen. Am weiteſten haben es im Fluchen unſtreitig die holländiſchen Matroſen ſo wie die Holländer überhaupt gebracht, weil ihnen außer einer natürlichen Anlage und dem Genever ihre vierſchrötige Mutterſprache ſo trefflich zu Statten kommt. Wenn die teutſche Sprache die der Philoſophie, die engliſche die der Beredſamkeit, die franzöſiſche die der Unterhaltung, die italieniſche die der Liebe und des Geſanges iſt, dann iſt die holländiſche die der Flüche. Die Holländer haben, wie alle Amphibien, rothes kaltes Blut und athmen durch Lungen. Erſteres zeigt ſich in ihrem Phlegma und Letzteres wird man als Gegenextrem namentlich gewahr, wenn man ſie fluchen hört. Kriecht ihnen das Geringſte über die Leber,

ſo muß gleich die Lunge es entgelten und wo andere Leute ein Ausrufungszeichen machen, da ſetzen ſie gleich einen Donnerkeil hin. In keinem Zuſtand, im ungereizten ſo wenig als im gereizten, können ſie die Flüche entbehren, ſie ſind ihnen ſo natürlich, wie dem Vogel das Singen und ſie nehmen mit derſelben Gemüthsruhe einen Fluch in den Mund wie z. B. eine Priſe in die Naſe. Der Holländer kann nicht die Stiefel anziehen, nicht frühſtücken, nicht ſeinen Genever darauf trinken, ehe Gott ihn zuvor ein halb Dutzendmal verdammt hat. Gott muß ihn verdammen, wenn er ſeine Frau küßt, ſo wie, Gott verdamm' mich, wenn er ſie prügelt. Man ſollte ſagen, es müße eine total verdammte Nation ſein, die den ganzen Tag ſelbſteigen auf ihr Verdammungsurtheil beim höchſten Richter dringt. Von Holländern ſelbſt werden dieſe beſtändigen Verbalinjurien gegen Sitte und Geſchmack bei der Gewohnheit an die barbariſchen Laute ihrer Sprache vielleicht gar nicht einmal bemerkt. Auch glaube man nicht, daß dieſe Fluchſeeligkeit bloß bei den niedrigſten Klaſſen zu finden ſei, ſie erſtreckt ſich vielmehr ziemlich hoch hinauf und ich bin überzeugt, daß der brave General Chaſſee ſich eben ſo gut von Gott hat verdammen laſſen, ehe er die Citadelle von Antwerpen übergab, als der unſinnige Lieutenant van Spyk, ehe er in übelverſtandener Heldenhaftigkeit ſeine unſchuldigen Kameraden in die Luft ſprengte.

Die größte Virtuoſität im Fluchen haben, wie geſagt, die holländiſchen Seeleute errungen. Es iſt ein monſtröſes Konzert, wenn man zu der tobenden Grundmelodie, welche die ſtürmende See brüllt, einen holländiſchen Matroſen die Variationen fluchen hört. Die geringſte Veranlaſſung reicht ihm hin zu den fürchterlichſten Verwün-

schungen und jeder Gegenstand ist ihm passend, ihn in einen Fluch zu verwandeln. Einst versprach ein holländischer Kapitain beim Austheilen des Branntweins demjenigen seiner Matrosen, der auf der Stelle einen neuen Fluch erfände, dreidoppelte Portion. Dieß hörte Einer, der eben herzukam und über einen eisernen Ring stolperte, welcher mit einem Bolzen in das Verdeck befestigt war. Sogleich rief er aus: Gott soll mich ewig ringbolzen! und erhielt den Preis. Es ist sonderbar, daß fast bei allen ihren Flüchen Gott in's Spiel kommt.

Auf meiner Rückreise habe ich mir die beliebtesten und originellsten Flüche und stereotypen Kraftausdrücke der holländischen Matrosen, die ich kennen lernte, aufgeschrieben. Sie füllen einen ganzen Bogen und sind vielleicht nicht weniger interessant und charakteristisch, als Lichtenbergs Trunkenheitsterminologie der Teutschen. Zuerst kommen die monologischen Flüche. Unter diesen steht oben an das unersetzliche und unentbehrliche „Gott verdamm' mich." Wenn dieß nicht hilft, so heißt es z. B.

Gott soll mich lazarussen (mich mit den Uebeln des Lazarus heimsuchen).
Gott lazarussteine mich (lazersteen me).
Gott lazarusstrale mich (lazerstraal me).
Gott lazarusstralsteine mich (lazerstraalsteen me).
Gott sodondersteine mich (zododondersteen me).
u. s. w.

Bei weitem mannigfaltiger und genialer, als die monologischen, sind die dialogischen Flüche. Auffallend ist, daß das einfache „Gott verdamm' dich" dabei gar nicht vorkommt. Soll Gott einen Andern verdammen, als den Sprecher selbst, so heißt es z. B.: „Gott soll dich

kreuzweis verdammen," oder: „Gott soll dich dreiundsiebenzigmal polnisch verdammen." Will Gott das nicht sogleich thun, so sagt man z. B.:

Gott donnerstrale dich.
Gott donnersteine dich.
Du Donnerstein.
Du Mondfinsterniß.
Deine Schwester! / Deine Mutter! / Dein Vater! } Alles Verwünschungen oder Beschimpfungen.
Spanischer Kuckuk, bist du beblitzt? (beblikxemd).
Gott soll dich ewig mauleselen.
Gott soll dich salamanderen.
Gott soll dich todt donnern.
Gott soll dir doch ein Schaf geben.
Gott soll dich dreimal kielholen.
Brich ein Ohr.
Der Mond verpuffe dich.
Er sitzt da, wie die verdammte Luise, als sie durch die Limonade geblitzt war. (Was das heißen soll, mögen die Holländer wissen).
Brich deine Nackenhaare und dreizehn deiner besten Rippen.

Bisher hat bloß der Scherz gesprochen, die Jovialität, die freundschaftliche gute Meinung; es haben bloß die Schwärmer der gewöhnlichen Unterhaltung umhergezischt. Nun aber fällt der Barometer, plötzlich sammelt sich finsteres Gewölk um die gefurchte Stirne und das drohende Gewitter entladet sich in folgenden Zungenblitzen:

1) Ich wünschte, du bekämst den Schorf so dick, daß

dich deine Familie mit einer Leiter von 48 Fuß besuchen müßte.

2) Gott soll dich durch den Mond donnern, daß dir die Sterne an der Seele hangen bleiben.

3) Gott soll dir einen Tritt geben, daß dir die Seele durch die Rippen guckt, wie ein Dieb durch das Gegitter.

4) Ich wünschte, daß dir der Teufel mit einem Messer in in den Leib kröche, dir das Fett von den Gedärmen schälte und Kerzen davon machte, um dir zur ewigen Verdammniß zu leuchten.

Ich war im Begriff, noch mehr Proben zu geben, allein die Dinte wurde blaß, als ich die Feder ansetzte. Sollte der Eindruck der gegebenen noch nicht hinreichend sein, so habe man Nachsicht und bedenke, daß sie in der Uebersetzung viel von der Kraft verlieren, die sie im Original besitzen.

Es gibt bei allen Menschenklassen und Gewerben gewisse Feinheiten und Meisterschaftskennzeichen, woran man die Routine oder Virtuosität eines Menschen in seinem Fach erkennen kann, oder worin er wenigstens das Gefühl dieser Virtuosität ausspricht. Meistens sind solche Meisterschaftskennzeichen Abweichungen von dem normalen Gebrauch, oder Entstellungen der einfachen, natürlichen, vernunftgemäßen Art und Weise. So ruft z. B. ein neuangestellter Nachtwächter die Stunden und, was er dabei zu sagen hat, deutlich aus. Ist er aber längere Zeit im Amt, so fallen alle jene Akkuratessen und Neulingsbemühungen weg und es wird ihn kein Mensch mehr verstehen können. Eben so die Ausrufer, Hausirer ꝛc. ꝛc. Als Beispiele von Meisterschaftskennzeichen und Feinheiten können noch folgende dienen:

Beim Tabakrauchen das Auslaſſen des Dampfes aus den Winkeln des Mundes und gelegentlich aus der Naſe.

Das abſichtliche Ueberſchütten auf den Präſentirteller beim Präſentiren einer Taſſe Thee.

Das gefährliche Werfen der Kellner und Marqueurs mit den Tellern und Schüſſeln.

Das drohende Stockſchwingen der Korporale und Büttel vor dem eigentlichen Hiebe.

Das Kopfſchütteln der Schneider, wenn ſie den Faden durchziehen.

Das „Hä" — Rufen der Holzhauer.

Das vorſätzliche, taktmäßige Vorbeiſchlagen der Schmiede von dem eigentlichen Schmiedeeiſen auf den Amboß.

Beim Zutrinken der Bauern, Fuhrleute ꝛc. das Ueberrichen des Glaſes mit weggewandtem Geſicht.

Das Auf- und Nieder-Schwenken der Hände beim Walzen.

Daß Junker ihren Hunden die ſonſt ſo verpönte Gewohnheit beibringen, ihnen bei jeder Gelegenheit an die Kleider zu ſpringen.

Daß ein Stabsoffizier beim Wiederſehen ſeine Frau zuerſt auf die Hand und dann erſt auf den Mund küßt.

Das ſchonungsloſe Schlagen der Bänkelſänger mit dem Stock auf die abgemalte fürchterliche Geſchichte, die neulich im Braunſchweigiſchen oder in Italien paſſirt iſt.

u. ſ. w. u. ſ. w.

Solcher Feinheiten und Virtuoſitätskennzeichen, die übrigens zur Poeſie des Lebens gehören, gibt es, auch von höherem Styl, unendlich viele. Bei den Matroſen beſtehen ſie außer dem Fluchen in der Art, wie ſie beim Anziehen der Taue den Signalruf von ſich geben. Wird nämlich an einem Tau gezogen, ein Segel aufgehißt ꝛc., ſo

gibt gemeinlich Derjenige, welcher vorn steht, taktmäßig durch Rufen das Signal; daß jedes Mal Alle zugleich mit vereinten Kräften ziehen sollen. Ein Unroutinirter wird in einem solchen Fall ganz einfach rufen: halen (ziehen)! oder: hyst hem op (hißt ihn auf)! Ein Meister dagegen wird diese Worte so entstellen und so verjohlen und variiren, daß kein Mensch sie mehr herausfinden kann und daß man sich die Ohren dabei zuhalten muß. Ich habe wirklich gefunden, daß Diejenigen, welche Das am besten verstanden, die besten und zugleich angesehensten Matrosen waren. Wenn ich Schiffskapitain wäre, ich würde jedenfalls, ehe ich einen Matrosen engagirte, ihn vorher mit Variationen an einem Tau ziehen lassen. Bisweilen hört man, was sich sehr spaßhaft ausnimt, jene Signale auch dann geben, wenn Einer ganz allein an einem Tau zieht, ohne daß er dabei beabsichtigte, Gehülfen heranzurufen.

Man sagt, die Matrosen wie die Seeleute überhaupt würden vom Heimweh nach der See befallen, wenn sie eine Zeit lang auf dem Lande zugebracht hätten und glaubt dabei, daß ein romantischer Einfluß des Seelebens oder ein gewisses poetisches Attachement jene Sehnsucht erwecke. Ich gebe zu, daß die Macht der Gewohnheit auch bei den Seeleuten ihre Wirkung hervorbringe und zwar um so mehr, da sie dieselben dem Leben auf dem Lande entfremdet; auch ist das Seeleben von manchen Plackereien frei, denen man zu Lande ausgesetzt ist: es kennt weder Polizei, noch Steuererhebung, weder gesellschaftlichen noch politischen Zwang und verbindet mit sklavischer Beschränkung vielfältige Freiheiten. Allein, was die Macht der Gewohnheit betrifft, so kann sie den Seemann höchstens abstumpfen gegen das Unangenehme seines Lebens, und was

die Vortheile dieses Lebens betrifft, so können sie nicht vermögend sein, das Gefühl eines Heimweh's hervorzubringen und die Entbehrungen vergessen zu machen, die man auf der See zu erleiden hat. Für die Naturmerkwürdigkeiten und Schönheiten der fremden Länder hat der Seemann selten Sinn, er würdigt sie kaum eines Blickes, und das langweilige Einerlei von Wasser und Luft bei der gewöhnlichen Fahrt kann ihm nur durch seine unausgesetzte Beschäftigung erträglich gemacht werden. Durch die Gewohnheit abgestumpft, entbehrt er sogar meistens jenes aufgenöthigte Interesse, welches dem Reisenden, der die See nicht handwerksmäßig beschifft, die Angst bei Sturmwetter gewährt. Diese Angst ist zwar auch ein Einerlei, aber die Angst bringt, wenn sie auch stets in derselben Gestalt erscheint, immer Abwechselung: ein Vergnügen kann uns gleichgültig werden, aber die Angst nicht, sie erhält die Seele in einer Spannung, welche keine Langeweile zuläßt, und es knüpft sich überdieß nach überstandener Gefahr daran die Freude über die jedesmalige Rettung. Selbst diese nothdürftigen Interessen sind dem eingefahrenen, rohgestürmten Seemann, wenn er nicht etwa von der Art unseres Kapitains ist, fremd. Die Sehnsucht, die ihn nach dem Meere zurückziehen mag, scheint mir daher von derselben Art zu sein, wie die eines Handwerkers, der am Sonntage sein Geld verjubelt hat und sich nothgedrungen nach den sechs Wochentagen sehnt, um neues zu verdienen. Nach vollendeter Reise feiert der Seemann auf dem Lande seinen Sonntag, seine Ferien und zwar tüchtig. Ist das Geld verthan, so treibt es ihn wieder nach der See. Gäbe man ihm eine Sinecure, er würde auf das Vergnügen des Seelebens gern verzichten, ohne von jenem

heimathlichen Hinzug reklamirt zu werden, womit vielleicht die Romanſchreiber ſein rohes Herz zieren wollen. Die Seeleute kann man ſich im Durchſchnitt nicht roh genug denken und durch ihr Leben, wie durch die unmenſchliche Schule, welche ſie als Schiffsjungen in dieß Leben einführt, müſſen ſie für alles Menſchliche zu ſehr abgeſtumpft werden, um einer Empfindung fähig zu ſein, wie jenes poetiſche Heimweh nach der See ſein würde. Wohl findet man bei den Matroſen bisweilen eine gewiſſe rohe Naivität und Gutmüthigkeit. Dieſelbe hängt aber, wie ſo häufig bei alten Soldaten, meiſt mit Liederlichkeit zuſammen und beſteht eigentlich nur in einer gänzlichen Auflöſung und Verfallenheit des Charakters.

12.

St. Helena.

Es war bereits Abend, als wir die Felsen von St. Helena über den Horizont hervorragen sahen. Da wir die Insel vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen konnten und bei weiterm Fortsegeln durch den südlichen Wind über ihre Höhe hinübergetrieben worden wären, so wurde bis zum andern Morgen beigelegt. Den größten Theil der Nacht war es mir nicht möglich, ein Auge zu schließen. Meine Phantasie war zu sehr mit Dem beschäftigt, worauf ich schon so lange gespannt gewesen. Es freute mich um der feierlichen Einsamkeit willen, daß meine theilnahmlosen Reisegefährten ruhig und prosaisch in ihrer Kajüte lagen, während ich auf dem Vordertheil des Schiffs saß und den dunklen Horizont voll Felsen und felsige Heldengestalten malte. Wenn ich Napoleon im Leben gesehen, oder ihn gar im Getümmel einer Schlacht beobachtet hätte, ich wäre ihm nie so nah gewesen, als auf den Wellen, die sein Gefängniß und sein Grab umrauschen. Es war, als wandelte sein ernster Geist durch die Dunkelheit auf diesen Gewässern umher und spräche in ihrem Rauschen, wie ein Berggeist in dem Rauschen fabelvoller Wälder. Ein profanes Meer, das nur der Habsucht des Kaufmanns zum reizlosen Transportweg diente, hat das Unglück des ausgezeichnetsten Mannes der Geschichte zu einem historisch-

poetiſchen Heiligthume geweiht, deſſen Reiz länger dauern wird, als einſt das zauberiſche Wunderreich des alten Poſeidon. Der Mann, der die halbe Erde zum Schauplatz ſeiner Thaten machte, hat ein ganzes Meer zu ſeinem Begräbnißplatz gemacht. Dort ſchläft ſein Gebein in dem rieſigen Mauſoleum, das ihm vor Jahrtauſenden die Natur erbaut hat. Sonderbar! Eine Inſel war die Wiege und eine Inſel das Grab dieſes gigantiſchen Mannes, der in ſeiner abgeſchloſſenen Größe ſelbſt wie eine ſchroffe, wildromantiſche Felſeninſel in der Flut der Geſchichte daſteht. Der Kontinent ſollte weder ſein Wiegengeſchrei noch ſein Todesröcheln, er ſollte nur den verhängnißvollen Flügelſchwung ſeiner Adler und die Poſaunen ſeines beiſpielloſen Ruhmes hören. Es war, als habe das beinahe Uebermenſchliche, das Dämoniſche ſeiner Erſcheinung durch die Hinwegrückung ſeines menſchlichen Urſprungs und Endes erhöht werden ſollen. Er kam über das Meer und durchtobte Europa mit Donner und Blitzen wie ein lebendiges Gewitter; er ging über das Meer zurück und verſchwand hinter dem wogenden Horizont wie ein zerſchellter Komet, der an der unverrückbaren Freiheitſonne im Syſtem der Weltgeſchichte die Schranke ſeines regelloſen Laufs gefunden.... Napoleon iſt in Teutſchland ſo vielfach und ſo hündiſch verehrt worden, daß es faſt bedenklich iſt, ihn noch unparteiiſch anzuerkennen, weil man bei Männern von Geſinnung in ihrer patriotiſchen Voreingenommenheit jenes hündiſchen Kultus ebenfalls verdächtig zu werden fürchten könnte. Doch der Grund ſolcher Furcht ſei in das Kontobuch des ſchmachſeeligen Serviliſmus eingetragen und dann das Buch hingeworfen. Könnte es (die patriotiſchen Ultra's ſei es in ihrem eigenen Intereſſe gefragt) könnte es

in Wahrheit entehrend für einen Mann und einen Teutschen sein, nach dem Tode eines solchen Dämons, wie der nie-beherrschte, nie gebeugte Korse war, sich durch Staunen und Bewunderung seiner Kraft und Größe unterzuordnen? Ist es entehrender, nach beendigtem Kampf die Riesenglieder des besiegten Feindes zu messen, als, in blinder Wuth sie zu verstümmeln? Bietet an Napoleon sich dem Betrachter nichts Anderes dar, als der Franzose, der Feind, der Despot, der Unterdrücker Teutschlands? Man sollte bedenken, daß es doppelte Schande für Teutschland wäre, wenn sein Unterdrücker nur diese Qualitäten gehabt hätte. Die Schmach der Teutschen wird vermindert so wie ihr Sieg erhöht wird bei würdiger Schätzung des gewaltigen Mannes, dem sie Beides zu danken haben. Dieß beachten am wenigsten jene literarischen und unliterarischen Großsprecher, die sich das Ansehen geben, einen Napoleon sogar zu verachten und die hierdurch den Beweis ihres Patriotismus zu liefern glauben. Diese Maulhelden, deren hohle Redensarten noch widriger klingen, als die entgegengesetzten Anbetungen der Napoleonsdiener und Kaiserverehrer, oder als die cynisch-republikanischen Urtheile à la Thomas Payne, mögte man fragen, ob die Heerde den Löwen verachtet, der sie und ihre Hirten zerreißt und zu Paaren treibt? Sie mag ihn hassen, sie mag sich ihm widersetzen, sie mag ihn niederstrecken, wenn sie kann, aber verachten wird sie ihn so wenig, als er sie achten wird, wenn sie nichts kann, als vor ihm kriechen und fliehen und hinterher über ihn schimpfen. Es ist ein borniter, ein gemeiner Haß, der sich gegen die Vorzüge des Feindes verblendet. Wenn ihr Napoleon fluchen wollt, so flucht ihm als Teutsche, flucht ihm

als Freunde der Freiheit, aber flucht ihm mit Bewunderung*). Spart eure Verachtung für Andere, es gibt nur einen Napoleon in der Geschichte. Mit der Verachtung öffentlicher Charaktere muß sparsam und gewissenhaft umgegangen werden, damit sie ihre Kraft nicht verliere bei Denen, welche sie wirklich verdienen. Es darf behauptet werden, daß ein wahrhaftes Genie, auch bei verderblichen Bestrebungen, niemals Verachtung treffen kann und das Genie, die Geistesgröße und die Kraft ist es, was Napoleon vor der Gleichstellung mit Despoten sichert, die uns mit ihren Sünden durch keinen poetischen Reiz großartiger Eigenschaften versöhnen. Wer Napoleon verachten will, muß ihm zuvor sein Genie abgesprochen und moralisch den Mann vernichtet haben, der im 19. Jahrhundert die Liebe seiner Nation wie der Menschheit durch Bewunderung, der die Gerechtigkeit durch Kraft, das Glück seiner Unterthanen durch Ruhm, die Güte durch Größe, die Freiheit durch seine Person und sogar die so schwer aufzuwiegende Legitimität durch eben jenes Genie so lange Zeit zu ersetzen verstanden. Wer weiß, ob Napoleon nicht unter den Römern ein Kato, ein Gracchus u. s. w. in vergrößertem Maßstab geworden wäre. Seine Zeit mußte ihn zu einem Napoleon machen. Die Menschheit,

---

*) Als Despot möge Napoleon jedem Teutschen fern stehen und den Keim des Hasses gegen etwaige Nachfolger schon zum Voraus in ihm nähren, aber als den Mann des Willens und der Kraft schäme sich kein Teutscher bei seinen Bestrebungen den französischen Despoten zum Muster zu nehmen. Als Franzose bleibe er unbesungen, als Feind unseres Vaterlandes bleibe er gehaßt, aber als Wundererscheinung der Welt- und Menschengeschichte bleibe er bewundert.

als deren Ausschuß er eben noch seine Nation in der so würdig begonnenen, aber so unwürdig fortgesetzten Revolution auf eine so schmälich bestandene und in seinen Augen gewiß entscheidende Probe hatte stellen sehen, dünkte Napoleon zu klein, um sie zu beglücken, sie dünkte ihn nur groß genug, um ihm seinen Ruhm zu erwerben und durch die Geschichte zu tragen. Zwar war dieß sein größter Fehler und von da an war auch sein Schicksal entschieden, wo er, statt seine Kraft der Menschheit zu weihen, die Kräfte der Menschheit nur für sich zu verwenden begonnen; allein es war doch hauptsächlich, neben der Unwürdigkeit der Revolutionsmänner, sein Alles überragendes Genie, was jenen großartigen Egoismus in ihm ausbildete und zum vermessenen Trotz gegen die ewigen Gesetze der Geschichte steigerte. Das Genie glaubt sich leicht zu Allem befugt, weil es sich zu Allem ausgerüstet fühlt und es muß um so eher sein Recht nach seiner Macht messen, je mehr es die Macht sich selbst verdankt. Der Willkür des Genie's, als welches sich selbst die Bahn bricht zu Dem, was es will, ist aber auch theilweise Nachsicht oder Entschuldigung gewiß, wo sie der Willkür der widerwärtigen Mittelmäßigkeit, die nur durch Verhältnisse und duldende Bereitwilligkeit zu ihrem Ziel getragen wird, nimmer zu Theil werden kann. Der Mißbrauch der eigenen, Alles ersetzenden Kraft zum Nachtheil Anderer empört nicht so sehr, als die bloß geliehene oder anvertraute Kraft, zum Nachtheil der Geber verwandt, empören muß. Wer uns mit dem Schwert verwundet, das seine Kraft uns entrissen, ist bloß unser Feind; wer die Waffe gegen uns kehrt, die ihm zu unserem Schutze anvertraut worden, ist unser Feind und Verräther. Ein Ludwig XV., ein Ferdinand VII.

und ſo manche Andere ſind im Grunde mehr zu verdammen, als ein Napoleon, wenn auch durch ſie nicht ſo viel Blut gefloſſen. Jene mißhandelten die Nationen, nachdem ſich dieſelben voll Hoffnung und Vertrauen in ihre Gewalt begeben; Napoleon mißhandelte ſie, nachdem er ſelbſt ſie durch ſein Genie in ſeine Gewalt gebracht. Jene mißbrauchten den Vertrag, Napoleon nur den Sieg.

Wer Napoleons Größe verkennt und ihn ſo wenig bewundert, daß er ihn verachten zu können glaubt, der beſitzt das Recht dieſer Verachtung nur dann, wenn er den Muth gehabt, ſie ihm in der Zeit ſeiner Macht zu zeigen. Er mußte ſie ihm vor ſeinen Thron oder in ſein Hauptquartier bringen, nicht ſie nach St. Helena ihm nachrufen. Wer ihn nachträglich verachtet, der ſpricht ſein eigenes Urtheil, nachdem er ſich von dem Verachteten zuvor hatte knechten laſſen. Darin liegt weder Takt noch Männlichkeit.

Es gibt ſo viel Weiber und Zwitter unter dem männlichen Geſchlecht, daß man dem Mann, an dem vom Dreikanter bis zum Sporn kein weibiſches Härchen zu finden iſt, ſchon um der bloßen Männlichkeit willen ſeinen Platz gönnen ſollte. Napoleon war ein Mann von großartigen Gedanken, der einen Willen für ſeine Gedanken, der Thaten für ſeinen Willen hatte, während ſeine großſprecheriſchen Verächter Keins von Allem, ſondern nur Worte haben. Durch ſeine Thatkraft aber hat er auch mehr Männer in's Leben gerufen als getödtet und mehr Freie als Sklaven gemacht. In Bezug auf das Reſultat ſind die Teutſchen ihm Dank dafür ſchuldig, daß er ſie aus dem Schlaf gerüttelt, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Männerkraft an ſeiner Titanenkraft zu erproben, daß er ihnen das freilich wie-

der etwas eingeſchlafene Gefühl hinterlaſſen, wer einen Napoleon beſiegen könne, der brauche auch vor Andern nicht zurückzubeben. Napoleon war für Teutſchland der gewaltige Konduktor der franzöſiſchen Revolutionselektriſirmaſchine und wenn er auch durch tauſend zerſchmetternde Schläge nach allen Seiten hin Tod und Verderben verbreitet, ſo hat er doch auch eben durch dieſe Schläge aus den ſchlafenden Köpfen der Ueberlebenden Funken gelockt, die ohne ihn vielleicht nie in ihnen wach geworden wären und die ihnen wie Morgenſterne vor der Stirne kniſterten. Der Franzoſe iſt eine Kugel, die ſich leicht nach allen Seiten hin rollen läßt; der Teutſche iſt ein Kubus, auf den ſich zwar Häuſer bauen laſſen, der aber, nur über Kanten und Ecken umſchlagend, aus der einmal angenommenen Lage ſchwer fortzubewegen iſt. Napoleons herkuliſche Fauſt hat den teutſchen Granitblock herumgeworfen, daß er bis in ſein innerſtes Korn erſchüttert und lebendig geworden iſt. Möge der Kubus nie ſeine Ecken und Kanten ganz verlieren, damit er ſich nicht rollen laſſe, wie der Franzoſe; möge aber auch ſeine Trägheit und Indolenz nie wieder einen Napoleon provoziren, ſei es auch einer, der unter anderm Namen und durch andere Mittel ſiegend von einer anderen Seite käme. Der Lenker der Geſchichte, deſſen Werkzeug Napoleon war, hat vielleicht früher von ihm gedacht, was er ſelbſt von ſeinem General Vandamme ſagte: „hätte ich keinen Solchen, ſo würde ich ihn nicht erſetzen können, hätte ich aber zwei, ſo würde ich einen erſchießen laſſen," d. i. mit dem Blitz erſchlagen. Jetzt iſt der Eine todt und ob das Schickſal den Zweiten nöthig haben wird, das hängt allein von dem teutſchen Kubus ab.

Uebrigens hat das Menſchengeſchlecht an Napoleon geſehen, was es, in einem Einzigen vereinigt, hervorzubringen vermag und ſollten die Nationen wieder durch einen Aehnlichen geknebelt werden, ſo mögen ſie nicht daran verzweifeln, daß die Natur auch einmal in dem Retter der Freiheit zu vereinigen im Stande ſein werde, was ſie in ihrem zeitigen Unterdrücker zu vereinigen vermogte. Vielleicht wird dann ein Univerſal- oder Kontinental-Genie der Freiheit erſtehen, wie Napoleon ein Univerſal- oder Kontinental-Genie des Despotismus war. Die größten Männer der Geſchichte müſſen noch kommen, ſie werden ſein Napoleone an Kraft und Washington's an Tugend. Und ein derartiges Zuſammentreffen von Eigenſchaften bei den Choragen der Völker wird zugleich die höchſte Blüthe des geſchichtlichen Lebens bezeichnen. Die Zeiten des Genie's, wie man dieß Wort mit faſt alleiniger Berückſichtigung der geiſtigen Kraft zu verſtehen gewöhnt iſt, ſcheinen ihr Ende vorausſehen zu laſſen. Das Genie in rein geiſtiger Beziehung iſt bereits halb verdrängt, paralyſirt, erſetzt durch die Allgemeinheit, durch die, man mögte ſagen, anſteckende Allgemeinheit des, durch die Bildung erſtarkten, Alles ſich aneignenden Talents. In unſerer durchbildeten Zeit, welche nach der Umkehr von dem durch die Genie's eroberten Gebiet der Theorie nur auf das Praktiſche, das Nützliche gerichtet iſt, wird ſelbſt das Genie nur noch Anerkennung und Geltung gewinnen durch Einwirkung auf das Nützliche. Das Nützliche aber kann bei den hohen, nothwendig idealiſchen Beſtrebungen des Genie's nur noch erreicht werden auf dem Weg der Tugend und zwar der höchſten Tugend. Daher dürfen wir uns nicht im Mindeſten wundern,

wenn wir in unſerer Zeit, in der Blüthezeit des Egoismus, bei Gelegenheit vielleicht Männer werden auftauchen ſehen, die einem Leonidas, einem Regulus u. ſ. w. die Spitze bieten. Solche Männer ſtehen zugleich auf einem Gebiet, wo für das Genie keine verdrängende Rivalität des Talents zu fürchten iſt. „Alles wiederholet ſich im Leben," werdet ihr ſagen. Der Spruch ſagt Wahrheit, aber es gibt Erſcheinungen, die ſelbſt hierdurch an Werth nicht verlieren und die ſolcher Art ſind, daß ihre Wiederholung nicht ſo häufig eintreten wird, um Gleichgültigkeit oder gar Geringſchätzung zu erzeugen. Sollte es Geiſtesgenie's regnen können: Charaktergenie's regnet es wahrlich nicht.

*

Als Alexander der Große kaum geſtorben war, ſtritt man ſich ſofort um ſeine Erbſchaft und vergaß über dieſem Streit ſogar, ihn zu begraben. Der große Cäſar, der humaner war, als Alexander, fiel durch den Dolch ſeines Lieblings. Keiner von Beiden war groß und durch ſeine Perſönlichkeit imponirend genug, um durch die Bewunderungswürdigkeit ſeiner Größe den Eigennutz und die Freiheitsliebe zu überwältigen. Beide hätten im Glück keinen Bertrand, Montholon und Las Kaſas gefunden, wie Napoleon ſie im Unglück fand. Und wer von Beiden hätte die Kraft beſeſſen, ſeine Sieger- und Herrſcher-Laufbahn mit ſolcher Feſtigkeit und Würde durch einen ſechsjährigen Tod auf jener Felſeninſel zu beſchließen? Der Sieger in ſo vielen Schlachten hat ſeinen größten Sieg auf St. Helena erkämpft. Dort hat er das

Schicksal wie die Menschen bezwungen, denen er in Europa unterlegen und er wäre sich treu geblieben, er wäre nicht schwach geworden der korsische Löwe, hätte man auch anstatt eines — zehn englische Bullenbeißer vor seinen Kerker gelegt.

Bei Tagesanbruch wurden die Segel wieder aufgehißt und die Fahrt fortgesetzt. In wenig Stunden sahen wir schon von der Ebene des Meers an den hohen, starren Felswänden von St. Helena hinauf. An der östlichen Spitze bildet ein hoher, kegelförmiger Felsen gleichsam den Eckthurm der Festung. An seinem Fuß und auf der steilen Spitze ist er mit Forts bepanzert, worauf hohe Fahnen wehen. Als wir uns bis auf Schußweite genähert, fiel von einem der Forts ein Kanonenschuß. Es ist dieß ein Signal, worauf die Schiffe beidrehen, ein Boot aussetzen und ihre Papiere an's Land senden müssen, um über ihre Herkunft und Absicht Aufklärung zu geben. Nachdem dieß Geschäft abgemacht war, segelten wir an der starren Küste weiter der Rhede zu. So defilirten wir an allen den Felsenposten vorbei, welche nach Nordosten zu drohend das Meer überschauen und von unten bis oben, wo irgend ein Vorsprung oder eine zugängliche Stufe ist, mit Forts und Kanonen bewaffnet sind. Wahrlich, diesen Bollwerken natürlicher und künstlicher Fortifikation sieht man es an, daß hinter ihnen einst die Ruhe und Sicherheit vom ganzen Europa bewacht worden ist. Endlich langten wir auf der Rhede an und ließen die Anker fallen. Wir fanden eine Menge

fremder Schiffe dort, die gleich uns vor Anker lagen, um Waſſer einzunehmen. Auch zeigte man uns einen Schooner, der kurze Zeit vorher einem Seeräuber war abgenommen worden. Auf dem Lande ſah man in ein langes Thal hinauf, das an beiden Seiten von hohen Felſenmauern eingeſchloſſen und in der Mitte von der Jakobsſtadt ausgefüllt iſt. Oben am Ende befindet ſich ein dunkles Gebüſch, in deſſen Nähe in einem Seitenthal Napoleons Grab liegt. Im Vordergrunde der Stadt, die nach der See zu von Fortifikationen eingeſäumt iſt, ragte das große Haus des Gouverneurs hervor, welches einſt der General der Kerkermeiſter bewohnt hat. Rechts die Felſen hinauf führt eine Eiſentreppe zu dem Hauptfort der Inſel, das mit Kanonen wie mit Borſten bewachſen iſt. Die vielen Fahnen auf allen den Forts ſind in beſtändiger Telegraphenarbeit und Korreſpondenz unter einander. Ueber die geringſte Kleinigkeit wird rapportirt und kommandirt. Man begreift nicht, wozu alle dieſe Vorſichtsmaßregeln und Wachen noch dienen, nachdem die Inſel ihren Hauptdienſt längſt geleiſtet hat. Fürchtet man, daß ſich Einer in das Innere ſchleiche und einen Plan aufnehme? Fürchtet man einen Ueberfall? Hat das böſe Gewiſſen wegen Napoleons unwürdiger Behandlung dieſe Aengſtlichkeit erzeugt? Oder iſt man etwa auf einen zweiten Napoleon gerichtet?

Weil wir uns nur wenige Stunden aufhielten, beeilten ſich die Paſſagiere, an's Land zu gehen und zu Pferde das Grab Napoleons zu beſuchen. Für mich war dieſe Merkwürdigkeit unzugänglich, weil, wie ich erſt jetzt erfuhr, zu dem Ausflug Geld nöthig war, woran es mir gänzlich mangelte. Auf meiner ganzen Reiſe, worauf ich

ſo viel habe entbehren und verbeißen müſſen, hat mich nichts ſo ſehr geſchmerzt, als daß ich das Grab Napoleons nicht beſuchen konnte, obgleich ich demſelben ſo nah war. Mit dem Kapitain war ich geſpannt und ich hatte von ihm nicht bloß kein Geld, ſondern vielleicht nicht einmal die Gefälligkeit zu erwarten, mit an's Land geſetzt zu werden; was die Paſſagiere betrifft, ſo hatte ich mich ihnen nicht genähert, weil es mir eben an Dem fehlte, worauf ſie den meiſten Werth legten und weil unter dieſen Umſtänden eine Annäherung von meiner Seite nur mit einer Art von Demüthigung verbunden geweſen wäre, um deren Preis ich keine holländiſche Freundſchaft erlangen mogte. Es wurde mir daher eine Sache der Unmöglichkeit, irgend Jemanden um einige Gulden anzuſprechen und ſo mußte ich denn die kaltherzigen Holländer, die mehr in der Taſche als im Kopf hatten, zum Grabe Napoleons abziehen ſehen, während ich, ganz voll von dem Schickſal des mächtigen Helden, ihm mit erzwungen gleichgültiger Miene den Rücken kehrte und dem vorüberrollenden Seewaſſer zuſah. Ich zitirte aber den Geiſt des Todten auf das Schiff herab, ſo daß die Holländer da oben nichts fanden, als Trauerweiden, um deren Zweige es ihnen hauptſächlich zu thun war, und einen Stein, ſo kalt, wie ſie.

Nachmittags, nachdem die Waſſerfäſſer und die Paſſagiere wieder eingeladen waren, wurden die Anker gelichtet. Ich ſchied von St. Helena mit der Vorſtellung, daß die Inſel keine Bewohner hätte, oder plötzlich mit den Gebeinen des großen Korſen in die Tiefe des Meers verſänke. Das kleinliche Leben, das kaufmänniſche Treiben und Spekuliren, welches die Inſel bevölkert, beein-

trächtigt den Zauber zu sehr, der um jene Felsen schwebt, die ohne ihn so wenig würden genannt werden. Napoleon ist versunken mit seiner Größe, mit seiner Macht. Der einzige Sproß des gewaltigen Stammes sank ihm nach. Sein Blut rollt, wie jener amerikanische Häuptling sprach, vielleicht in keinen menschlichen Adern mehr. Er hatte keinen Vorgänger und hat keinen Nachfolger. Der Geschichte allein gehört, was von ihm ausging. So müßte denn auch selbst sein Grab von der Erde verschwinden, oder hoch und einsam in felsigen Wildnissen schlafen, wo nur Stürme darüber hinsaus'ten und traurig schreiende Vögel, die niemals eine menschliche Gestalt sahen und die fremd und betroffen den selt'nen Wanderer anstierten, dessen Fußtritt in den grauenvollen Felsklüften wiederhallte.

Unser Schiff braus'te, durch keine fesselnde Betrachtung aufgehalten, rasch und emsig der Heimath zu. Die inneren Höhen der Insel treten hervor, wie der Fuß der andern mehr in die Wellen sinkt. Die menschlichen Schöpfungen entschwinden allmälig dem Auge, nur die düstern Felsen ragen noch lang in trauriger Majestät über den Horizont. Der Abend sinkt herab, einzelne Seevögel schwärmen noch abwechselnd um das Schiff, bis auch sie verschwinden. Der Wind ist frisch, noch ein Segel auf! Kours Nord-Nord-West! Adieu, Napoleon.

13.

Die Seeräuber.

Als wir etliche Tagereisen über die sogenannte Himmelfahrtsinsel (eine kleine Insel etwa 10 Grade oberhalb St. Helena) hinaufgesegelt waren, erscholl eines Morgens plötzlich auf dem Schiffe der Ruf: Seeräuber! Seeräuber! Am östlichen Horizont sah man ein kleines Segel schimmern, welches sich, da der Wind etwas schwach war, uns nur langsam näherte. Es war noch so weit entfernt, daß man von dem Fahrzeug selbst nichts wahrnehmen konnte. Der Kapitain, dessen Muth wir schon mehrere Male zu bewundern Gelegenheit hatten und der eben in der Kajüte mit dem Raube von Damenherzen beschäftigt war, stürzte auf die Nachricht, daß er von einem weit ernstlichern Raube bedroht sei, aus dem Verdeck hervor auf das hintere Oberdeck, wo sein Kommandoplatz war. Sein brabäntisches Pferdsrosengesicht hatte in dem Augenblick eine merkliche Veränderung erlitten und die Lilien der Angst blühten schneeweiß zwischen den Rosen seines hitzigen Temperaments. Als er das verhängnißvolle Segel ansichtig wurde, lief er in der Verwirrung wie ein Tanzmeister auf seinem Kommandoverdeck herum und rollte seine schönen Augen nach allen Himmelsgegenden umher, als wollte er auf der See einen Weg

ſuchen, auf dem er ſich zu Fuß aus dem Staub machen könnte. Da ſich ein ſolcher Weg unglücklicher Weiſe nicht finden wollte, beſchloß er endlich, ſeinen Feind näher ins Auge zu faſſen und ließ ſich alle ſeine Fernrohre heraufbringen, eins nach dem andern, bis er eine ſolche Menge dieſer Inſtrumente beiſammen hatte, daß man mit ihnen allein, wenn man ſie wie Kanonen aufpflanzte, einen Seeräuber hätte verjagen können. Seine Anſtalten, wenn ihnen auch keine Kriegsliſt zum Grunde lag, erinnerten mich an jenen Militairmuſikanten, der, von einem feindlichen Kavalleriſten auf der Ferſe verfolgt, ſich plötzlich umwandte und mit ſolcher Malice ſein Fagott auf ihn anlegte, daß Jener es für ein Schießgewehr anſah und die Flucht ergriff.

Nachdem unſer Kapitain den Korſaren hinlänglich beſernrohrt hatte, gab er ſeiner Mannſchaft, die nicht weniger auf ſeine Befehle, als auf das Reſultat ſeiner Beſichtigung geſpannt war, mit bebender Stimme den troſtloſen Beſcheid, daß es wirklich ein Seeräuber von der afrikaniſchen Küſte ſei. Zugleich ertheilte er den Befehl, ſich zum Kampf bereit zu machen. Die erſte Vertheidigungsmaßregel, die er ergriff, war eine Kriegsliſt. Er ließ nämlich auf die Maſtenſpitzen ungeheure engliſche Kriegsſchiffswimpel aufziehen, welche, in Verbindung mit den vielen, an den Seiten des Schiffes angebrachten blinden Kanonenlöchern und mit der ungewöhnlichen Größe des Schiffs, demſelben durchaus das Anſehen eines Kriegsſchiffes geben mußten. Der Pirat indeſſen, ſeiner Sache gewiß und die fehlende Größe ſeines Fahrzeugs durch die Größe ſeines Muthes erſetzend, ließ ſich durch jene Masken nicht abſchrecken und rückte mit

furchtbarer Langsamkeit seiner Beute näher. Als die Wimpel und Kanonenlöcher nicht helfen wollten, mußten die Kanonen selbst vor die Fronte. Sie wurden in aller Eile durch die Verschanzung (die um das Verdeck laufende Schutzwand) vorgeschoben und eine Menge Pulver, Kanonenkugeln, Traubenkugeln, Säbel, Flinten, kurzum das ganze Arsenal des Schiffes wurde auf das Verdeck geschafft. Um dem Feind alles Ernstes zu zeigen, mit wem er sich einzulassen im Begriff stehe, wurde sogar von den Zündlöchern einiger Kanonen etwas Pulver abgebrannt, so daß der Dampf drohend in die Höhe schlug. Aber Alles umsonst. Der Seeräuber schien schon zu viel Pulver gerochen zu haben, als daß er vor einem Wölkchen Dampf umkehren sollte. Sein Kiel steuerte sicher und fest auf unser unglückliches Schiff los. Unser Kapitain nahm seinen letzten Rest von Kontenance zusammen und feuerte die Mannschaft zu verzweifelter Gegenwehr an. Er suchte den Muth der Andern zu verdoppeln, um mit dem Ueberschuß den Mangel des eigenen zu ersetzen. Sogar mir schenkte er, trotz der zwischen uns eingetretenen Spannung, die Ehre, mich freundlich anzureden und mir zu sagen, ich würde bald Gelegenheit finden, mich auszuzeichnen. Auf seine Aeußerungen bei einer früheren Gelegenheit anspielend, erwiederte ich: davon sei zwar nichts zwischen uns akkordirt, da ich aber lieber in Europa, als in Afrika wohne, werde ich mein Bestes thun, im Fall Ernst aus der Sache würde. Mittlerweile war der Afrikaner so nah gekommen, daß man die Größe seines Schiffes ungefähr übersehen konnte. Ich bemerkte einigen Matrosen, es scheine mir höchst unwahrscheinlich, daß sich ein Seeräuber darin befinde, da

doch der Kampf eines ſo kleinen Fahrzeugs gegen ein ſo großes Schiff, wie das unſ'rige, faſt unmöglich ſei. Sie belehrten mit kriegsmeiſterlicher Altklugheit, worin ſich ihre Angſt mehr als ihre Sachkenntniß ausſprach, meine Unerfahrenheit in ſo gefährlichen Dingen und verſicherten mir, daß die Seeräuber ſich immer ſo kleiner Schiffchen bedienten und daß die ſchnellſte Fregatte nicht im Stande ſei, dieſe kleinen Schnellſegler einzuholen. Vorn auf dem Schiff hätten ſie eine einzige Kanone, die ſich nach allen Seiten hin drehen laſſe und die noch einmal ſo weit trage, als die Kanonen der Kauffahrteiſchiffe, auf die ſie Jagd machten. Sobald ſie nun auf Schußweite ſich genähert, pflegten ſie ein Boot auszuſetzen und das zu plündernde Schiff zur Auslieferung ſeiner Schätze oder ſeiner Paſſagiere aufzufodern. Werde ihnen bewilligt, was ſie verlangten, ſo ſei wenigſtens Hoffnung vorhanden, das Leben der Schiffsmannſchaft zu retten; trotze man ihnen aber, ſo rudere das ausgeſandte Boot wieder zurück und alsbald fange der Räuber an, aus ſeiner ſichern Entfernung das widerſpenſtige Schiff ſo lange zu beſchießen, bis es ſich ergebe oder unterſinke. Verfolge man ihn, ſo ziehe er ſich ſchießend zurück; fliehe man, ſo ſei er Einem immer auf den Ferſen, ſo daß es einem Kauffahrer eben ſo unmöglich ſei, dieſen anſcheinend geringfügigen Feind zu beſiegen, als, ihm zu entrinnen.

Dieß gefahrdrohende Bild von den Seeräubern ſchien bei Keinem ſo lebhaft ausgemalt zu ſein, als in der Phantaſie unſeres unglücklichen Kapitains. Es iſt doch ein entſetzliches Uebel, gar keinen Muth zu beſitzen und das Uebel wird doppelt empfindlich, wenn es ſich zeigt, um einen aufgeblaſenen Hochmuth zu demüthigen und in

ſeiner wehrloſen Erbärmlichkeit bloßzuſtellen. Es war mit dem Kapitain ſo weit gekommen, daß er ſich einen Stuhl mußte bringen laſſen, auf den er ſich wie auf ein Pferd, die Beine auseinander, hingeſetzt hatte. Als ich ihn in dieſer berittenen aber bejammernswerthen Delinquentenſituation ſah, beſchloß ich ohne alle Großmuth, mir für ſein früheres Benehmen eine kleine Rache zu erlauben. Ich ging an ihn heran und ſagte ihm ſcherzend: er ſcheine die Kavallerie zu kommandiren, ob er mir als Sergeanten nicht die Infanterie und Artillerie überlaſſen wolle? Entweder verſtand er mich nicht oder er wollte mich nicht verſtehen, denn er antwortete mir mit einem zerſtreuten, weinerlichen Lächeln, das ausſah, wie ſüßer Eſſig: ja wohl, wir wollen uns tapfer halten. Und wirklich hielt er ſich auch ſo tapfer an ſeinen Stuhl, daß er nicht fallen konnte, wenn der Stuhl nicht mitfiel. Unterdeſſen waren die afrikaniſchen Unmenſchen ſo nah gekommen, daß wir jeden Augenblick das fürchterliche Parlamentairboot erwarteten. Sie ſchienen ſich abſichtlich im Winde über unſerm Schiff zu halten, um nöthigen Falls ſogleich zur Verfolgung bereit zu ſein und wenn man auch auf dem Fahrzeug noch keine kriegeriſche Bewegungen und Vorbereitungen ſehen konnte, ſo hatte es doch ein ſo geheimnißvolles, beängſtigendes Ausſehen, daß man ſich auf Alles gefaßt halten mußte. Es ſchien ein trojaniſches Pferd mit Segeln zu ſein. Auf unſerm Schiff ſtanden die Matroſen zum Theil mit brennender Lunte bei den Kanonen, die man in der Angſt oder Unſchlüſſigkeit vergeſſen hatte zu laden. Wer nicht Kanonier war, ſtellte ſich in die Nähe eines Säbels oder einer Flinte. Die Paſſagierdamen eilten in Verzweiflung bald aus der Kajüte auf das Verdeck, bald von dem Verdeck wieder in

die Kajüte. Sie glaubten ſich, wie es ſchien, ſchon auf einen afrikaniſchen Sklavenmarkt verſetzt, wo ein roher kaufluſtiger Dei muſternde Haremsblicke auf ſie heftete, obſchon ſie, was ihre Reize betrifft, vor ſolcher Gefahr alle zuſammen ruhig ſein konnten. Plötzlich ſetzte das Räuberſchiff das ängſtlich erwartete Boot aus. Zwei Mann hatten den unbegreiflichen Muth, daſſelbe auf unſer Schiff loszurudern. Als ſie näher kamen, nahmen die Steuerleute die Fernrohre wieder zur Hand und gaben dem Kapitain, der ihnen in geſpannter Erwartung nach dem Munde ſah, endlich die himmliſche Verſicherung, daß das Fahrzeug ein einfacher Kutter und daß die heranrudernden Menſchen einfache Matroſen ſeien. Dieſelben hatten unſer Schiff bald erreicht und — was wollten ſie? Sie ſagten, daß ſie, vier Mann hoch, auf einer Fahrt nach Südamerika begriffen ſeien, daß ſie unterwegs kontraire Winde und Windſtille gehabt und daß durch dieſen Aufenthalt ihr Waſſervorrath auf die Neige gegangen ſei. Sie baten den Kapitain um Gotteswillen, durch ein Faß Waſſer ihrer Noth ein Ende zu machen. Als unſer Kapitain dieſe Sprache hörte, wuchs ſein Muth wieder bis an den Maſtkorb und er hatte die Herzhaftigkeit, von der Höhe ſeiner hölzernen Zinnen herab mit vernehmlicher und feſter Stimme zu ſagen: nein, ich kann kein Waſſer miſſen. Auf dieſen Beſcheid, der durchaus nicht der Wahrheit gemäß und nichts Anderes war, als eine Rache für die ausgeſtandene Angſt, kehrten die armen Matroſen zu ihrem beſcheidenen Kutter zurück, der hinter unſerem Koloß ſich wie ein abgewieſener Betteljunge hinter einem hochmüthigen Lord vorüberſchlich.

14.

Weitere Fahrt bis Rotterdam.

Die erste Gefahr, die wir nach dem Abenteuer mit den Seeräubern wieder zu bestehen hatten, war die Gefahr, mit Mann und Maus unterzugehen. Diese Aussicht, in einem Haifischmagen begraben zu werden, verdankten wir, wie so manche andere, der Kundigkeit unseres Kapitains. Wer diesen Menschen Mittags um 12 Uhr mit seinem Sextanten nach der Sonne stieren sah und dabei die gelehrte Miene und das prätensiöse Wesen, welches er dem Himmel gegenüber annahm, beobachtete, konnte ihn nur für einen Professor in der Seemannswissenschaft halten. Dennoch, obschon der Mann so viel nach dem Himmel sah, wußte er selten recht, wo er sich auf der Erde befand. So erging es ihm auch, als wir in die Nähe der azorischen Inseln kamen. Daß diese Inseln nicht weit mehr entfernt waren, wußte er zwar, aber er konnte nicht berechnen, ob wir zwischen ihnen durch, ob wir rechts oder links vorbei segeln, ob wir sie heute oder morgen, bei Nacht oder bei Tage passiren würden, während z. B. der Kapitain auf unserer Hinfahrt die Ankunft in der Straße Sunda beinah auf die Stunde vorherbestimmt hatte.

Es war an einem neblichten Morgen, kaum nach Tagesanbruch, als zwei Matrosen auf dem Vordertheil des Schiffs, welches von einem sturmähnlichen Winde mit reißender Schnelligkeit vorangetrieben wurde, vor sich zwei Wasserhosen zu sehen glaubten, deren wir bereits am Tage vorher eine gesehen hatten. Während die beiden Matrosen sich über die Gefahr unterhielten, in die das

Schiff durch die Waſſerhoſen gerathen oder nicht gerathen könnte, rief ein dritter vom Vordermaſt herunter, er ſehe Land vor dem Schiff. Wer den Ruf hörte, wurde leichenblaß; wer ihn nicht gehört, erhielt ſogleich Kunde davon und im Nu war Alles aus den Betten und auf dem Verdeck, wo die Matroſen und Steuerleute mit verwirrendem Geſchrei durch einander liefen. Der uns rettete, war der Matroſe am Steuer. Er hatte die Geiſtesgegenwart und das Glück, das Rad nach der richtigen Seite hinzudrehen und das Schiff ſogleich von der Felſenſpitze abzulenken. Jetzt ſahen wir, in welcher Gefahr wir geſchwebt. Nahe vor uns ragte eine ungeheure, ſteile Felswand in die Wolken, an welcher die Brandung häuſerhoch hinaufſchlug. In ſie hinein ſtürzten ſich hoch von den Felſen herab zwei ſchäumende Waſſerfälle und dieſe waren es, welche die Matroſen durch den Nebel hindurch für Waſſerhoſen angeſehen. Kamen wir eine Stunde früher, als der Nebel noch dichter war, bei der Inſel an, oder beſchrieb die Felſenküſte, die wir vor uns ſahen, nicht einen konveren, ſondern einen konkaven Bogen gegen uns, ſo daß das Schiff ſich nicht mehr gegen den heftigen Wind aus der Bucht herausarbeiten konnte, dann waren wir unrettbar verloren. Ohne Opfer kamen wir indeß doch nicht davon. Der Matroſe, der uns gerettet, wurde unmittelbar nachher durch das heftige Arbeiten des Steuerruders, welches nach dem Drehen des Schiffs die Wellen von der Seite packten, über Bord geſchleudert, ohne daß bei dem ſtarken Wind und der hohen See auch nur an einen Verſuch zu ſeiner Rettung hätte gedacht werden können. Es war, als hätte die See ſich an dieſem einen Opfer dafür gerächt, daß es ihr ſo viele andere entzog. Die Inſel, die wir vor uns ſahen, war

die Insel Terceira, auf welcher Don Pedro seine Eskadre gegen Don Miguel ausgerüstet.

Oberhalb der azorischen Inseln hatten wir fast beständig kontraire Winde. Sie machten unsere Fahrt um so unangenehmer, je mehr die Sehnsucht nach Europa wuchs. Zudem wurde das Wetter ganz unausstehlich. Der Winter war vor der Thüre und die Kälte nahm von Tag zu Tag zu. Dieß mußte namentlich ich empfinden, der ich, auf eine bloße Sommerreise gerichtet, außer einem leidlichen Anzug, welchen ich bis zu meiner Ankunft in Europa bewahren mußte, nur mit abgetragener und dünner Kleidung versehen war. Ich behielt sie Tag und Nacht auf dem Leibe und verdickte sie durch allerlei Hülfsmittel, so gut ich konnte. Trotzdem war es mir nicht möglich, auf dem Verdeck in meinem luftigen Quartier, wo Nässe und Kälte mir immer mehr zusetzten, länger auszuhalten. Ich beschloß daher, die Matrosengesellschaft zu verlassen und mit meiner Hängematte unter das Verdeck zu retiriren. Im Vordertheil des Schiffs befand sich das sogenannte Kabelgat, ein finsteres Loch, worin die Schiffstaue, Ankerketten, allerlei Geräthschaften und Material aufbewahrt wurden. Dieß Behältniß, worin es auffallend wärmer war, als auf dem Verdeck, wurde mein Asyl. Ohne Gesellschaft blieb ich indeß auch hier nicht. Der Schiffskoch, ein rabenschwarzer Bengale, der nie in Europa gewesen, der nur an das heiße Klima gewöhnt und dessen Kleidung noch dünner war, als die meinige, hatte für die Zeit, wo er sich nicht in seiner Küche wärmen konnte, namentlich bei Nacht, ebenfalls Schutz in dem Kabelgat gefunden. Seine Gesellschaft war mir Anfangs anziehender, als die der Matrosen, er unterhielt mich, bis er einschlief, von den indischen

Gottheiten, von ſeinen zurückgelaſſenen Weibern, ſeinen Schickſalen und deklamirte aus dem Koran; bald aber mußte unſere Freundſchaft ein Ende nehmen, als ich mit dem dritten meiner fünf Sinne wahrnahm, daß ihn bei Sturmwetter die Angſt abhielt, ſeine Anhänglichkeit an mich und das Kabelgat auch nur auf Augenblicke zu verleugnen.

Nachdem wir uns bei dem fürchterlichſten November- und December-Wetter gegen vier Wochen in der Gegend von England herumgetrieben, während welcher Zeit meine feſte Geſundheit endlich merkbar zu leiden begann, kamen wir ſo weit, daß wir einen Lootſen an Bord nehmen konnten. Das Schiff war leck geworden und konnte die Fahrt bis Holland unmöglich aushalten, es mußte der Ausbeſſerung wegen in einen der nächſten Häfen einlaufen. Der Lootſe rieth wegen des Wetters und wegen des Zuſtandes, worin ſich das Schiff befand, das nähere Falmouth an; der Kapitain aber wünſchte zu Plymouth einzulaufen, weil er dort ein angenehmeres Leben erwarten konnte. Seine Hoffnung auf ein angenehmes Leben hätte uns beinahe das unſerige gekoſtet. Trotz dem fürchterlichen Wetter und den Warnungen des Lootſen mühte er ſich faſt einen ganzen Tag lang vergeblich ab, durch Laviren nach Plymouth zu gelangen und kehrte erſt nach der Richtung von Falmouth um, als der Nebel, die Dunkelheit und der Sturm der Maßen überhand genommen, daß ſelbſt der Lootſe in die größte Beſorgniß gerieth. Jetzt mußte dieſer unſer Retter werden. Ohne zuletzt durch den Nebel hindurch von der Küſte mehr als bisweilen den unbeſtimmten Umriß eines Berges zu ſehen, befahl er, ſchnurſtracks auf einen gewiſſen Punkt loszuſegeln, wo er die Hafenmündung vermuthete. Glücklicher Weiſe hatte ihn ſein geübtes Auge nicht getäuſcht. Wir

ließen nach fünfmonatlicher Fahrt bei sinkender Nacht in der Bucht von Falmouth den Anker fallen. Es war hohe Zeit, denn das Schiff enthielt gegen fünf Fuß Wasser. Sogleich wurden die Pumpen in Bewegung gesetzt und mit dem Seewasser wurde der schon beschwemmte Kaffee und Zucker auf das Verdeck gepumpt. Zwei Tage später hieß es, daß in der Nacht, welche auf unsere Ankunft folgte, achtzehn Fahrzeuge an den benachbarten Küsten gestrandet seien. Nachdem wir in Sicherheit waren, hörte ich den Obersteuermann sagen, er wundere sich, daß wir Europa wiedergesehen, wir seien durch die Unkunde und den Eigensinn des Kapitains drei Mal in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen, unterzugehen.

Das Schiff mußte gänzlich ausgeladen werden und Behufs der Ausbesserung den Winter hindurch im Hafen von Falmouth liegen bleiben. Unter diesen Umständen konnte eine Abfindung hinsichtlich der sofortigen Weiterschaffung der Passagiere diesen wie dem Kapitain nur angenehm sein. Ich, der ich am meisten Ursache hatte, meine Reise zu beschleunigen und am wenigsten durch Gepäck genirt war, nahm das vom Kapitain mir angebotene spärliche Reisegeld sogleich mit Freuden an und reis'te mit dem Dampfschiff nach London. Da ich weder Zeit noch Geld hatte, mich dort weiter als nach dem benachbarten Tower umzusehen, bestieg ich sogleich ein segelfertiges Paketboot und langte nach einer achttägigen, ununterbrochen stürmischen Fahrt, auf welcher eine französische Brigg uns beinah das Bugspriet wegsegelte, in Rotterdam an.

Nie in meinem Leben habe ich eine entzückendere Aussicht gehabt, als damals, da ich den ersten Sand der flachen, traurigen holländischen Küste wiedersah.

15.

Eine Nacht in Utrecht.

Quisquis erit vitæ scribam color.

In Rotterdam ſetzte ich mich auf die Poſt, um nach Nymegen zu fahren, von wo ich leicht Gelegenheit finden konnte, meine Heimath zu erreichen. Der Poſtwagen langte Abends gegen fünf Uhr in Utrecht an und hier vernahm ich zu meinem größten Schrecken, daß die Fahrt erſt den andern Vormittag um elf Uhr weitergehen würde. Zu meinem Schrecken, ſage ich, denn mein ganzes Vermögen beſtand noch aus drei holländiſchen Stübern und für einen ſolchen Preis hätte man höchſtens in der Eifel übernachten können. Ueberdieß hatte ich, eben meiner mageren Börſe wegen, den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, als eine Semmel und meine vor Kälte ſtarrenden Glieder wie meinen Magen auf Nymegen vertröſtet, wo ich auf Kredit leben konnte. Wo ſollte ich nun in Utrecht für meine drei Stüber Nachtquartier und eine Mahlzeit finden? Ich kannte in der ganzen Stadt keine Seele, Kredit hatte ich nirgends zu erwarten und zum Bettler war ich total verdorben, ſeitdem ich das Grab Napoleons nicht geſehen, um keiner zu werden. Endlich fiel mir ein, daß ich auf den Platz im Poſtwagen, den ich bis Nymegen bezahlt, ein Recht habe, ſo lang man mich nicht an Ort

und Stelle geschafft. Ich ging daher zum Postmeister hinein, um mein Recht geltend zu machen und ihm zu sagen, daß ich die Nacht im Postwagen schlafen würde. Der Postmeister wollte indeß davon nichts wissen und machte mir begreiflich, daß, da der Wagen in der Nähe seines Bureaus stehe, worin die Kasse enthalten und da er mich nicht kenne, er mir die Erlaubniß zu meinem neumodischen Nachtquartier versagen müsse. Daß der Mann mich so mir nichts dir nichts für einen Dieb hielt, kam mir gar zu massiv vor, als daß ich mich darüber hätte ärgern können. Ich setzte ihm meine Verhältnisse mit aller Ruhe auseinander, versicherte ihm mit aller Glaubwürdigkeit, daß ich aus seiner Kasse so wenig nehmen würde, als aus meiner eigenen, kam aber nicht zum Zweck und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Als ich vor dem Posthause stand und auf ein neues Mittel sann, zu einem Nachtlager zu gelangen, hörte ich in einer nahgelegenen Kneipe ein entsetzliches Pereviren, Singen und Lärmen. Die Kälte gestattete mir nicht, lang mit meinem Entschluß zu zögern, ich war genöthigt, rasch einen Plan zu entwerfen. Schlimmer, als bei den Matrosen, hatte ich es in der Kneipe nicht zu erwarten und die Gesellschaft mogte sein, von welcher Art sie wollte, so saß sie doch in einer warmen Stube und es war immer der Mühe werth, sie einige Zeit zu beobachten. Ich ging in die Kneipe hinein, bestellte mir ein Glas Genever und setzte mich an den Kneiptisch. Die Gesellschaft bestand aus etwa zwölf Personen, theils uniformirten Soldaten, theils neu-angeworbenen und noch nicht eingekleideten, theils aus Handwerkern. Alle umschlang das gemeinsame Band des Hasses gegen die Brabänter und

des Genevers. Sie zogen zu Felde mit einem entſetzlichen Blutdurſt und ſchlugen ihre Feinde todt, daß es eine wahre Freude war. Geflucht wurde mit ſolcher Herzhaftigkeit, daß, wenn jeder Fluch ein Flintenſchuß geweſen wäre, die zwölf Mann allein ganz Belgien hätten in die Flucht jagen können. Die Hauptperſon war ein großer ſtarker Kerl, der, nach ſeinem Ausſehen und ſeinen Reden zu urtheilen, ein Jäger geweſen ſein mußte und der jetzt in die Reihen der Altniederländer eingetreten war, um auf die Neubelgier Jagd zu machen. Er vertheidigte während des ganzen Abends den Satz, daß jeder Belgier, den er auf ſechshundert Schritte anſichtig würde, „ſein ſei.“ Machte ihm Einer einen Einwurf dagegen, ſo erwiederte er immer mit geſteigertem Ton: „Gott verdamm' mich, er iſt mein!“ Ließ dann ſein Beſtreiter noch nicht nach, ſo nahm der miles gloriosus ſeinen Stock, lud ihn wie ein Gewehr, legte an, nahm Jeden aus der Geſellſchaft mit beängſtigender Sicherheit auf's Korn und bewies mit ſolcher Evidenz, daß Alles ſein ſei, daß man ſich wundern mußte, noch immer am Leben zu ſein. Endlich ſchlug es neun oder zehn Uhr, wo die Helden ſich in ihren Kaſernen oder Quartieren einfinden mußten. Ich dankte dem Himmel dafür, daß ich von den ſo lang angehörten ekelhaften Renommagen endlich befreit wurde. Für ein teutſches Frauenzimmer iſt der Holländer dann am unausſtehlichſten, wenn er zärtlich oder ſentimental wird und einem Manne widerſteht er am meiſten dann, wenn er im Ernſt von ſeiner patriotiſchen Kourage ſpricht. Das Meiſte trägt dazu die holländiſche Sprache bei, welche für das Seederbe, für das Niedrigkomiſche, für das Obſcöne ꝛc. wie gemacht iſt, aber allem Ernſthaften, das in ſie einge-

kleidet wird, einen Anſtrich des Lächerlichen oder Abgeſchmackten verleiht. Bei Behandlung des Rührenden oder Erhabenen ſteigt dieß bis zum Ekelhaften. Wer ſich von ſolchem Ekel lebhaft will durchdringen laſſen, wohne der Vorſtellung eines holländiſchen Trauerſpiels bei. Holland — Trauerſpiel, Kaufmannsſeele — erhaben, Kalbfleiſch — rührend, Käſe — Aeſthetik, Kabliau — Ideal.

Während der eben beſprochenen patriotiſchen Abendunterhaltung hatte ich, obſchon ich einige Male mit in den Diskurs gezogen wurde und mitblies in die patriotiſche Trompete, um mich ſelbſt zu ſalviren, die Hauptſache nicht vergeſſen, nämlich, meinen Uebernachtungsplan in's Werk zu ſetzen. Ich hatte mir für meine drei Stüber ein Glas Genever nach dem anderen kommen laſſen, ſpie ihn aber jedes Mal unbemerkt vor der Thüre wieder aus und als nun die Geſellſchaft aufbrach, ſaß ich in ſimulirtem Schlaf hinter dem warmen Ofen und hatte die beſten Verdachtsgründe für mich, betrunken zu ſein. Ich hatte darauf gerechnet, daß der Wirth zu Bette gehen und mich betrunkenen Menſchen in der warmen Stube meinen Rauſch würde ausſchlafen laſſen. Gelang dieß, ſo hätte ich ein tüchtiges Feuer in den Ofen gelegt und die Nacht auf einem Stuhl oder einer Bank zugebracht. So wohl ſollte es mir indeß nicht werden. Als der Wirth und ſeine Frau, ein junges Ehepaar, zu Nacht geſpeiſ't, während welcher Zeit ich, unter verſtohlenen Blicken nach der apetitlichen Mahlzeit durch künſtliches Schnarchen die Tafelmuſik gemacht, wechſelten ſie zum Deſſert einige Zärtlichkeiten und machten ſich fertig, zu Bette zu gehen. Es ſtand oder vielmehr ſaß ihnen nichts mehr im Wege, als ich. Nachdem ſie eine Zeit lang

deliberirt hatten, wie ich am beſten zu entfernen ſei, trat der Mann zu mir, ſtieß mich vertraulich an und rief mir laut in's Ohr: „Freundſchaft, es iſt Zeit, zu Bette zu gehen.“ Meine Freundſchaft wollte ihn aber nicht verſtehen und antwortete mit Schnarchen. Ein wiederholtes Anrufen und Rütteln hatte dieſelbe Wirkung. Sollte er ehrlich ſein? ſagte der Wirth zu ſeiner Frau. Man darf es nicht riskiren, antwortete die Frau, welche, wie die meiſten jungen bürgerlichen Ehefrauen, ſehr beſorgt und mißtrauiſch zu ſein ſchien. „So nimm du ihn bei den Füßen, ſprach der Wirth, ich werde ihn beim Kopfende nehmen. Wir wollen ihn vor die Thür' tragen.“ Und wirklich machten ſie Anſtalten, mich auf dieſe Art zu Bette zu bringen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich in dem Augenblick als verkappter Herrſcher, der ſeine Unterthanen auf die Probe ſtellte, hätte aufſpringen und das beſchämte Ehepaar andonnern können: ich bin Harun al Raſchid, ich bin der König von Holland! Allein es war mir in dem ſeltnen Moment nur vergönnt, mich bürgerlicher zu halten und auszudrücken; von Harun al Raſchid hatte ich nichts als die Zuneigung zu Karl dem Großen und vom König von Holland nichts als die Abneigung gegen den Rheinbund und für Beides hätte mir mein Wirth keinen Stüber gegeben. Ich richtete mich, als ich ſah, daß meine Verſtellung nichts mehr half, ruhig auf und ſprach zwar mit der Würde eines Herrſchers aber mit der Sanftmuth eines verfrorenen Sergeanten: ich bin, gute Leute, nicht betrunken, wie ihr glaubt, ich habe mich nur verſtellt in der Hoffnung, daß ihr ſo menſchlich wäret, mich die Nacht hindurch hier ruhig ſitzen zu laſſen. Ich bin hier fremd, fahre morgen mit dem Poſtwagen weiter

und bin außer Stande, mir bis dahin ein regelmäßiges Quartier zu beſorgen. Nun ſtreckt eure warme Hand vor die Thüre in die Luft und dann beſchließt. „Das iſt Alles gut, gab das Ehepaar nach Art des Poſtmeiſters zur Antwort, allein wir haben hier keine Herberge, überdieß kennen wir Sie nicht und haben einen Laden.“ Auf dieſe Antwort beſah ich mich von unten bis oben, um zu entdecken, ob ich denn wirklich ſo auffallende Aehnlichkeit mit einem Spitzbuben habe. Aus meinem Stiefel ſah man durch eine wahrhaft phyſiognomiſch geſtaltete Ritze die große Zehe ſehr verdächtig herauslauern, ſie konnte alſo auf verbotenen Wegen wandeln wollen, das iſt wahr; meine blaue Hoſe, die ich vor der Abreiſe von Batavia von einem neuangekommenen Unterofficier für einen Gulden gekauft, war für die Jahreszeit gewaltig dünn und etwa einen halben Fuß kürzer, als meine Beine, konnte alſo fremden Beinen angehören, das iſt auch wahr; meinem Frackrock ſah man an, daß er früher eine Uniform geweſen war, er konnte alſo aus Furcht vor Entdeckung verändert worden ſein, das iſt ebenfalls wahr; auf meinem Geſicht ſtand Kummer und Hunger geſchrieben, vor dem nichts Eßbares ſicher zu ſein ſchien, das iſt nicht weniger wahr. Hiernach nun konnte ich den guten Leuten ihr Mißtrauen nicht mehr übel deuten, zumal wenn ich noch bedachte, daß ich mir durch meine eingeſtandene Verſtellung wie durch meine eingeſtandene Armuth eine neue Blöße gegeben hatte. Die Menſchen greifen Einem ſelten unter die Arme, wenn ſie Einem nicht auch zugleich in den Beutel greifen können und in meinem Fall war durchaus nicht ausgemacht, daß nicht ich der greifende Theil ſein würde. Mich durchſchaut und beſchämt fühlend wünſchte ich gute

Nacht und trat vor die Thüre. Nun ſtand ich wieder, wie früher vor der Poſt, den Hals in den Kragen zuſammengezogen und meinen treuen Gefährten, einen Stock, unter den Arm gekniffen, eine neue Kriegsliſt zur Eroberung eines Bettes ausſinnend. Ich hatte aber dieſes Mal mehr Schwierigkeit damit, weil ich alle meine Munition verſchoſſen: in meinen Taſchen war, wie Lichtenberg ſagt, nichts mehr zu finden, als meine Hände. O Natur, wie ſchön biſt du, wie reich! Wäre ich in Verzweiflung, wäre ich durch das Benehmen des Wirths und des Poſtmeiſters in miſanthropiſchen Unmuth gerathen, ſo fand ich in der freien Natur ſogleich das vortrefflichſte Mittel, mich abzukühlen und zu heilen. Es war eine herrliche Januarsnacht, in die ich aus der warmen Stube zitternd hineintrat, die Sterne flimmerten ungewöhnlich klar vom Himmel herab und beleuchteten in dem knatternden Schnee blitzende Diamanten, die ich reicher Mann mit Füßen trat. Ein äußerſt munterer Zephyr ſpielte muthwillig-neckend mit meiner ſommerlichen Hoſe und mit den ſpitzen, nickenden Schößen meiner Frackuniform. Meine Zähne klapperten wie Kaſtagnetten zu der lebhaften Muſik des Windes und mein hungriger Magen knurrte den Takt dazu. Auch blieb der Tanz nicht aus. Um mich warm zu machen, rannte ich wie beſeſſen durch die Straßen. Als ich einige Straßen durchrannt hatte, hörte ich in einem hellerleuchteten Hauſe, das ich für ein Weinhaus anſah, einen Lärm von der Art deſſen, der mich in die Kneipe neben der Poſt gelockt hatte. Auch hörte ich einige lateiniſche Brocken lallen, wobei das Wort patria immer vorklang. Es fiel mir ein, daß Utrecht eine Univerſitätſtadt ſei und daß die

tobenden Gäſte wohl Studenten ſein könnten. Da ich ebenfalls Student, wenn auch kein holländiſcher, geweſen war, ſo hoffte ich an dieſe Qualität ſofort ein geiſtiges Band anknüpfen zu können und dadurch wenigſtens ein Nachtquartier zu erlangen, das nicht erbettelt, ſondern angeboten oder doch mit Freuden gewährt würde. Ich blieb alſo vor dem Hauſe ſtehn, um zu warten, bis Einer von der Geſellſchaft herauskäme. Ich hatte nicht fünf Minuten geſtanden, als die Thüre ſich ungeſtüm öffnete und ein ganzer Klumpen Studenten hervorbrach. Als ich dem erſten ungeſtümen Stoß des Klumpens ausgewichen war, trat ich zu ihm hin und trug mein Anliegen vor. Meine ganze Bitte ging dahin, Einer möge mir die Nacht ſeinen Sopha einräumen — ein Platz, der auf teutſchen Univerſitäten bekanntlich jedem fremden Studenten zur Dispoſition ſteht. Statt mir meine Bitte zu gewähren oder abzuſchlagen, ließ man ſich gar nicht darauf ein, ſondern that allerlei theils ausweichende, theils läppiſch-verhöhnende Fragen an mich, z. B. wo und was ich ſtudirt, ob ich Cicero's amores und Ovids orator geleſen, ob ich ein Freund der Brabänter ſei, was ich von der niederländiſchen Verfaſſung halte ꝛc.? Meine Antwort war, ich bäte um Entſchuldigung, daß ich mich geirrt, ich habe ſie für Studenten angeſehen; ich ſei zu ihnen gekommen, ſie um eine kollegialiſche Gaſtfreundſchaft zu bitten, die ich in meiner Heimath bei erſter Gelegenheit zu erwiedern beabſichtigt, nicht aber, um mich examiniren zu laſſen. Uebrigens nehme ich meine Bitte zurück, denn, wenn man geſinnt geweſen, ſie zu gewähren, ſo würde man nicht ſo viel Umſchweife gemacht haben ꝛc. Man gebot mir, zu ſchweigen und nicht frech zu ſein, ich ſollte bedenken,

daß ich in Niederland ſei. Ich erwiederte, Niederland ſei ein konſtitutioneller Staat, wo Schreib- und Redefreiheit beſtehe, deshalb ſei es von ihnen, die ſo viel auf ihr Vaterland hielten, ſehr inkonſequent und inkonſtitutionell gehandelt, daß ſie mir ſchon wegen einer ſo kleinen Freiheit Stillſchweigen gebieten wollten. „Was? rief Einer von ihnen, will der Niederland beſchimpfen? Drauf Jungen! (Drop, Jonges!)" Zum Glück hatte ich einen derben bataviſchen Rohrſtock bei mir, deſſen ſtumme Beredtſamkeit die „Jungen" bewog, mich nicht auch körperlich zu examiniren und ihre Wege zu gehen. Als ſie eine Strecke weit gegangen oder getaumelt waren, hörte ich die Mondkälber ein fürchterliches Gelächter aufſchlagen. Es waren dieſe jungen Leute von der Klaſſe Jener, die man nach der Löwenſchen Affaire mit dem ſogenannten Verluſtorden im Knopfloch umherreiſen ſah, um das Zeichen des Heldenmuths zur Schau zu tragen, womit ſie ſich die Uniform hatten anmeſſen laſſen. Ich war im Stand, ihre Berechtigung und Qualifikation zu jener Auszeichnung zu beurtheilen, denn ich lernte hinlänglich ihre martialiſche Geſinnung kennen, welche ſich ſo wenig verleugnen konnte, daß ich in Gefahr kam, anſtatt eines Nachtquartiers den Buckel voll akademiſcher Prügel zu bekommen.

Nach der gemachten Probe hatte ich nicht Luſt, bei dem Weinhauſe noch mehr Bekanntſchaften der Art zu ſuchen und da mich bei dem Stillſtehen wieder ſehr zu frieren begann, gab ich mich auf's Neue an's Laufen. Es war ein Wetter, um ſich zum ewigen Juden zu qualifiziren. Ich wurde aber auch das Laufen bald müde, denn meine Beine, die ich auf dem Schiffe fünf Monate lang

faſt gar nicht gebraucht hatte, waren mir ganz ſteif geworden. Endlich fiel mir ein, mich zum Ausruhen und zum Schutz vor dem immer ſchärfer werdenden Wind unter einer Brücke an eine zugefrorene Gracht zu ſetzen. Dort ſtellte ich Betrachtungen über meine tragikomiſche Lage an und ich konnte mich der Kühnheit nicht erwehren, Batavia mit Moskau und mich auf der zugefrorenen Gracht mit Napoleon an der Bereszina zu vergleichen. Als ich eine halbe Stunde, etwa bis zwei Uhr, an der Bereszina geſeſſen hatte, ſah ich eine große Katze an mir vorüberſchleichen, die, wie es ſchien, auf den Rattenfang ausgegangen war. Ich gerieth auf den Einfall, ſie zu mir heranzulocken, in der Abſicht, ihr ein wenig über den Kopf zu kratzen und ſie ſpielender Weiſe auf meine halb erfrorenen Füße, namentlich auf meine lauernde große Zehe zu ſetzen. Ich ward indeß bald inne, daß meine Bewerbungen fruchtlos ſein würden, als ich hinter der Katze ihren Galan, einen ſchönen, rabenſchwarzen Kater, herſchleichen ſah. Auch verlor ich durch meine Reſignation nichts, denn es zeigte ſich, daß, wenn auch meine Füße kalt bleiben ſollten, zur Entſchädigung meinem Herzen eine deſto angenehmere Erwärmung zugedacht war und zwar durch eine Oper mit der ſchmelzendſten Vokalmuſik. Die Oper ſtellte einen aus übergroßer Zärtlichkeit hervorgehenden Liebeszank dar. Nach der Ouvertüre, beſtehend in dem Geſchrei fliehender Ratten und dem Klappen einer zugeſchlagenen Thüre, faßten die Liebenden theatraliſch gegen einander Poſto und nachdem ſie ſich einige Zeit ausdrucksvoll betrachtet und zärtlich-leiſe präludirt hatten, machten ſie ihren Gefühlen mit Ungeſtüm Luft und die Oper begann. Die Scene war ergreifend.

Sternen- und mondhelle Nacht. Gegen 2 Uhr. Jungfräulich-schüchterner Verſuch der Katze, ſich wegzuſchleichen. Zudringliche Anſtalten des Katers, zu verfolgen. Augenblicklich wieder entſchloſſene Defenſiv- und Offenſiv-Poſition der Liebe. Demonſtratives Schweifgewedel. Mörderiſcher Diskant. Bald ſympathetiſch-klagende, bald verachtungsvollſpeiende; bald herzlich-zuſagende, bald eigenſinnig-verneinende; bald zärtlich-flehende, bald verzweiflungsvoll drohende; bald ermüdet-gleichgiltige, bald hartnäckig-trotzende; bald dramatiſch-ſanguiniſche, bald lyriſch-melancholiſche, bald epiſch-choleriſche Töne. Glückliche Geſchöpfe, die ihr in dieſem Wetter noch lieben könnt! Kurze Pauſe. Kleine Digreſſionen der Phantaſie. Löwenkampf in Afrika. Eingefrorene Schiffe am Nordpol. Erſte Liebe in der Geißblattlaube. Aſſociation der Ideen. Napoleon auf der Brücke von Arkole. Unſterblichkeit der Seele ohne Himmel und Hölle. Abraham a Sankta Klara. Maria Stuart. Beafſteaks mit Kartoffeln. Weitere Regung auf der Bühne und Fortſetzung der Oper. Aufmerkſame Blumbachſche Beobachtung des Zuſchauers in der Parterreloge. Kurzes, aber phantaſiereiches Intermezzo einer Wetterfahne. Effektvoller Windſtoß über die Scene. Aufathmen und Seufzer der beiden Liebenden. Unvermuthet ein überwältigender Angriff und heldenmüthige Vertheidigung durch die ganze Tonleiter. Unvorhergeſehenes Signal des Theaterinſpizienten, d. i. die Klapper eines Nachtwächters um die Straßenecke. Plötzliches Zuſammenfahren der beiden Liebenden. Aengſtliche Erwartung und Unſchlüſſigkeit. Ungeduldige Furcht des Verluſtes von der einen, freudige Hoffnung der Erlöſung von der anderen Seite. In der Nachbarſchaft ſchlägt es Zwei auf einer Hausuhr, die zu

spät geht. Etwas weiter revolutionaires Wiegengeschrei eines Kindes von sechs Wochen. Zweites Signal des Inspizienten über der Brücke. Die beiden Akteurs ab, die Katze rechts in's Mauerloch, der Kater links die Steintreppe hinauf, der Nachtwächter „in der Mitten."

Die Klapper des Nachtwächters war auch mir das Signal zum Aufbruch und ich muß gestehen, daß mir diese Störung nicht unangenehm war, denn es wurde mir eine unheimliche Erscheinung, daß sich die Katzen im Januar liebten, es sei denn, daß ich mich in ihrem Benehmen geirrt und die ganze Komödie ein Zweikampf zwischen zwei Katern, etwa einem holländischen und einem belgischen, gewesen. Als ich unter der Brücke hervorgestiegen kam, blieb der Nachtwächter, dem ich früher schon einige Male vorbeigerannt war, stehen und hielt mich auf mit den Worten: Sagen Sie einmal, Freundschaft, ich habe Sie schon die ganze Nacht hier herumlaufen sehen, worauf spekuliren Sie eigentlich? Ich war offen wie mein Stiefel und antwortete: ich spekulire auf nichts als auf ein Nachtlager und würde mich nöthigenfalls mit einem Bündel Stroh begnügen. Als ich ihm das Nähere meiner Lage mitgetheilt hatte, rieth er mir, mich auf die sogenannte Klepperwacht (eine Art Bürgerwache) zu begeben, wo ich wenigstens einen warmen Ofen finden würde. Der Mann mogte bei diesem Rath neben seiner menschenfreundlichen Absicht auch wohl den listigen Gedanken haben, daß man mich, wenn ich ein verdächtiges Individuum wäre, auf der Klepperwacht festnehmen würde. Das supponirte ich indeß damals trotz den gemachten Erfahrungen nicht, ich nahm seinen Rath als reine Menschenfreundlichkeit mit Dank an und in wenig Minuten

war ich an Ort und Stelle, wohin er mir den Weg zeigte. In der Wachtstube waren wenigstens dreißig Menschen versammelt, die theils um den Ofen saßen, theils auf den Britschen lagen, theils mit Piken bewaffnet aus und eingingen, um zu patrouilliren und zu rapportiren. Ich trat hinein und fragte nach dem sogenannten Kapitain. Man zeigte mir einen schweren, massiven Mann, der mir ein Bierbrauer zu sein schien. Ich machte ihn kurz mit meinen Umständen bekannt und bat ihn um die Erlaubniß, bis zum Tagesanbruch hinter dem Ofen sitzen zu dürfen. „Wat bliksem, rief er mit einer fürchterlichen Braukesselstimme, meinen Sie, daß wir hier eine Herberge haben? Sie sind hier, Gott verdamm' mich, auf der Klepperwacht. Im Augenblick (dadelyk) hinaus!" Vor der Thüre begegnete ich einem andern Nachtwächter, dem ich das Vorgefallene mittheilte, indem ich mich über die Grobheit seiner Mitbürger beklagte. Er zeigte mir eine zweite Klepperwache und bewog mich, dort hineinzugehen, indem er mir eine bessere Aufnahme versprach. Ich wurde indeß beinah auf die nämliche Art empfangen, wie von dem Bierbrauer. Allein dieß Mal fand ich Rath. Eine Reihe aufeinander folgender Unfälle oder Unannehmlichkeiten, zumal von einer und derselben Art, machen zuletzt das Gemüth nicht bloß gleichgültig dagegen, sondern sie bewaffnen es auch mit einem gewissen Gefühl von Ueberlegenheit, welches nach den Umständen zu einer Art von übermüthigem Humor werden kann. Auch bei mir hatte sich dieser Humor eben eingefunden. Ich sprach das Holländische ziemlich fertig, so daß ich, wenn ich mich anstrengte, wohl kurze Zeit als Holländer passiren konnte. In dieser Voraussicht beschloß ich, die Wachmannschaft

bei ihrer ſchwachen, d. h. bei ihrer patriotiſchen Seite zu faſſen. Ich trat mitten unter ſie und ſprach laut mit feierlichem Straſton: „Seid ihr Niederländer? Iſt das unſere berühmte (vermaarde) Gaſtfreundſchaft? Ich habe dem Gouvernement in Oſtindien gedient, jetzt bin ich hier, um gegen die Brabänter in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten, ich bin unterwegs am Kap der guten Hoffnung gelandet, habe unter den Wilden Afrika's eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden und hier unter meinen niederländiſchen Landsleuten renn' ich, Gott verdamm' mich, die ganze Nacht halberfroren auf der Straße umher und man vergönnt mir nicht, mein für Niederland erſtarrtes Blut hinter dem Ofen einer Klepperwache aufzuthauen.“ Landsman, neemt niet qualyk, ſagte der Kapitain gerührt — weiter konnte er nichts herausbringen, er drückte mir warm die kalte Hand und ertheilte ſtatt aller weiteren Explikation den Befehl, mir in der Nähe des Ofens auf der Britſche ein Lager von Wachmänteln zurecht zu machen. Dort ſchlief ich bis zum Tagesanbruch ganz vortrefflich und hatte alsdann noch die Satisfaktion, von Einem der Mannſchaft, einem Bäcker, zum Frühſtücke mitgenommen zu werden. Der Mann gratulirte mir zu meinem Appetit und wußte nicht, daß ich bei ſeinem Frühſtück zugleich zu Mittag und zu Abend aß. Die Schuld übrigens, in die ich durch ſeine Gaſtfreundſchaft gerieth, trug ich ihm zehnfach ab durch das geduldige Anhören ſeiner unermüdlichen Schwätzereien. Vielleicht hatte er mich zum Frühſtück in der Hoffnung eingeladen, daß meine Ohren ſo empfänglich ſein würden, als mein Magen. Bis die Poſt abfuhr, hing er an mir, wie ein Blutigel. Ein Schwätzer hat wirklich mit dem Blutigel die Aehnlichkeit, daß er ſich mit dem Munde anhängt, wo er Einen

habhaft werden kann, bloß die Unähnlichkeit besteht zwischen beiden, daß der Blutigel nicht eher losläßt, als bis er sich gefüllt und der Schwätzer nicht eher, als bis er sich geleert hat.

Daß ich selbst die Zahl dieser Blutigel vermehre, wird wohl Niemand behaupten, der erkennt, daß ich nur dem Zweck dieser Schrift entsprochen, indem ich dem auf meiner Expedition persönlich erlittenen Ungemach mehr Worte geschenkt habe, als es unter andern Umständen verdient hätte.

So endigte meine Reise nach Batavia.

16.

Die Holländer und Teutschland*).

Man hält den Teutschen im Allgemeinen und gewiß nicht mit Unrecht vor, daß sie keinen lebendigen, kräftig vorschlagenden Patriotismus besäßen. Der Hauptgrund dieses Uebels wird wohl einfach darin liegen, daß jede getheilte Neigung nur eine halbe sein kann, der Patriotismus der Teutschen aber nothwendig getheilt sein muß, wie ihr Land getheilt ist: jeder teutsche Einzelstaat hat einen doppelten, alle zusammen haben einen sechs- und siebenzigfachen Patriotismus. Wir sind Preußen, wir sind Baiern, Würtemberger, Hessen, wir sind sogar Lichtensteiner; wir sind aber auch Teutsche. Beides sagt uns nicht bloß die Regierung, die Verfassung, der Paß, sondern auch die Geschichte, die Sprache, das Gefühl. In diesem Gefühl nun, daß wir nicht bloß Lichtensteiner ꝛc., sondern auch Teutsche sind, können wir uns eben so wenig Lichtenstein oder Teutschland allein ganz hingeben, als wir uns von Lichtenstein oder Teutschland ganz trennen, jenes oder dieses vergessen können. So sind wir denn zwischen beiden getheilt und müssen das Herz einmal nach

*) Wem der teutsche Faden nicht entgangen, der sich durch die vorliegende Schrift durchzieht und durchziehen mußte, dem wird auch gegenwärtiger Artikel, welcher den Knoten an dem Faden schürzt, übrigens gleichfalls nur Skizze sein konnte, in einer „Reise nach Batavia" nicht als mal-à-propos erscheinen.

Teutschland, das andere Mal nach Lichtenstein hinüberschlagen lassen, während es z. B. dem Franzosen von allen Seiten nur nach Frankreich schlägt. Während dem Franzosen sein Vaterland auch sein Staat, sein Staat auch sein Vaterland ist, kann der Teutsche leicht in die Verlegenheit gerathen, Beides trennen zu müssen. Wessen Lippen würden sich nicht verziehen, wenn er auf die Frage: wie heißt Ihr Vaterland? antworten sollte: das Fürstenthum Lichtenstein oder die Herrschaft Vaduz mit $2^1/_2$ Quadratmeilen Flächeninhalt und 50,000 Gulden Einkünfte? Dem Franzosen, diesem treuen Geliebten seines Vaterlandes, weil er keinen anderen Namen kennt, als den des großen Frankreich, ist dieses Hausfrau und Geliebte in einer Person und er zeigt im politischen Leben die Tugenden doppelt, die er im häuslichen vernachläßigt; der Teutsche, dieser gewissenhafte Gatte seines Weibes, muß als seine politische Hausfrau, mit der er lebt und wirthschaftet, seinen Einzelstaat betrachten, während ihm Teutschland die poetische Geliebte ist, welcher er Gedichte macht und die ihm „ewig nah und ewig fern" ist. Der teutsche Patriotismus, der unter diesen Umständen nicht anders sein kann, als er ist, muß sich beleben und kräftiger ausprägen, wie Teutschland selbst sich kräftiger ausprägt, wie durch engere Aneinanderrückung der einzelnen Mosaikstücke die theilenden Zwischengränzen mehr verschwinden — ein Werk, welches sich momentan schon im Kriege gegen den gemeinsamen Feind so herrlich dargestellt hatte und welches in neuerer Zeit durch den Zollverein so merklich gefördert worden. Es ist gewiß ein Umstand von großer Bedeutung, daß bereits teutsche Steuern bezahlt werden. Der gemeinsamen Kasse wird

auch leichter ein gemeinsamer Sinn folgen. Was Teutschland im Kriege war und was es in kommerzieller Beziehung jetzt ist, muß es, trotz seiner Eintheilung, auch im Frieden und in politischer Beziehung sein können. Seine Interessen sind in jeder Beziehung gemeinsame und nur durch die gemeinsame Betheiligung an der Förderung dieser Interessen und an den Früchten dieser Förderung kann der zweifelhafte teutsche Patriotismus Selbstgefühl erlangen, der schwache erstarken, der schwankende sich befestigen.

Zieht man in den Kreis dieser Betrachtungen die Holländer herein, welche doch immer Teutsche sind, sie mögen wollen oder nicht, so zeigt sich, daß sie es an Patriotismus den übrigen Teutschen einstweilen bei Weitem zuvorthun. Hierzu aber sind sie nur gelangt, indem sie politisch ihr Teutschthum aufgegeben und sich einzig als Holländer etablirt haben. Sie stehen deshalb patriotisch fester, weil sie nicht nach Art der Anderen auf einem holländischen und einem teutschen Fuß, sondern auf zwei holländischen Füßen stehen. Als Teutsche haben sie sich gleichsam abgehäutet und sich dafür mit der Schale des Holländerthums umgeben. Unter dieser Schale haben sie manchen Streich ausgehalten und zu Zeiten ihre Scheeren weit ausgestreckt, zugleich auch den Fuß ihrer eigenen teutschen Mutter nicht geschont, wenn sie ihn in das Wasser der Nordsee ausstrecken wollte. Es entsteht nun aber die Frage, ob nicht dieses Krebsbild sich auch durch den Krebsgang vervollständigen wird, ob die nationelle wie staatliche Selbstständigkeit der Holländer der Natur der Dinge gemäß ist, ob ihr Einzelpatriotismus den großen Zwecken der Geschichte entspricht, ob sie sich nicht vielmehr

genöthigt sehen werden, in jeder Beziehung sich mit Teutschland zu verschmelzen und dadurch den Kreis ihrer Bestimmung wieder zu erweitern? So wie wir, um als Menschen unter Menschen unsern Beruf auszufüllen, nicht bloß Handwerker, Kaufleute, Künstler ꝛc., sondern auch Bürger sein müssen, so genügt es im Staatenleben nicht, ein Stück Geburtsland und einen Staat — gemeinlich Vaterland betitelt — zu besitzen, nein, wir müssen auch einer Nation angehören und nur die Nationalität mit ihren Urbeziehungen und Ursympathien, insbesondere die breite und tiefgehende Basis der teutschen Nationalität, ist für Vaterland wie für Vaterlandsliebe ein sicheres und dauerndes Fundament. Im Taufbuch der Nationen finden sich aber die Holländer nicht eingetragen und sie werden selbst dadurch nicht die Schöpfer einer Nationalität, daß sie die Schöpfer ihres dem Element abgerungenen Landes sind.

Ihr Patriotismus und die fabrizirte Filialnationalität, worauf er sich stützt, ist daher zu wenig natürlich, als daß deren Entwickelung organisch und mit Bestand voranschreiten könnte. Die Trennung der Holländer von Teutschland, mit dem sie politisch nur noch in der Person ihres Königs durch die luxemburgische Brücke in Verbindung stehen, ist durch die Gewalt der Ereignisse begonnen, durch die geographische Lage erleichtert und durch den Wiener Kongreß vollendet worden. So lang die Fortentwickelung des teutschen National- und Staats-Körpers nicht dahin gelangt war, wo sie alle seine Theile ergriff, wo alle eingepflanzte Beziehungen in's Leben traten, wo sich der Zusammenhang kund that, dessen Ausprägung geschichtliche Nothwendigkeit ist, wo das Naturgesetz, daß der Theil dem Ganzen folgen muß, seine Wirkungen zu äußern begann, so lange konnte

jener abgetrennte Theil für sich selbst, durch Umstände und ursprüngliche Tüchtigkeit begünstigt, leben, wirken und groß werden. Er konnte sogar zu dem Glauben gelangen, daß er ursprünglich für sich ein Ganzes ausmache und daß das Ganze, zu dem er eigentlich gehört, nur zu seinem Vortheil vorhanden sei. In ihrem Einzelleben haben die Holländer für sich ein geschichtliches Fundament und große Erinnerungen erlangt, aus denen sich ihr, gegenwärtig eigentlich auf Eigennutz, auf kaufmännisch-komplotisches Zusammenhalten gegründeter Patriotismus noch immer das Recht und die Mittel zum Fortwandeln auf der alten Bahn vindiziren will. Die Gesetze der Geschichte können aber nicht den Gesetzen der Natur, deren Theil sie sind, entgegen sein und die Schöpfungen der Natur existiren immer nur als Theile des Ganzen. Der Zweig existirt nur, weil der Baum existirt, er kann für sich allein nur eine Zeit lang fortleben, wenn man ihn in Wasser stellt. Die Zeit ist gekommen oder wird kommen, wo der in Wasser gestellte holländische Zweig wieder mit dem Blutlauf des teutschen Stammes in Verbindung treten, wo es sich zeigen muß, daß die Bedingungen, unter welchen die Abtretung fortbestehen konnte, aufgehört haben.

Sieht man aus diesem Gesichtspunkt auf die Folgen der holländischen Abtrennung hin, so stellen sich auch dem Blick des geschichtlichen Laien namentlich diese dar:

Erstens eingetretene Schwäche und vergleichsweise politische Unbedeutendheit, welche in dem Gefühl der früheren Größe Ersatz sucht aber nicht findet. Die Holländer haben bekanntlich (wie denn aus einfachen Gründen fast alle, noch so glänzende Filial-Erscheinungen in der Ge-

ſchichte der Staatenbildungen, z. B. Venedig, Genua, ſelbſt die Hanſa ꝛc. keinen Beſtand gehabt, wenn ſie neben dem Mutterland eine Separateriſtenz begründen wollten) an Bedeutung in jedem Betracht ſehr verloren. Sie ſind weder an Macht die Holländer des 17. Jahrhunderts, die anſtatt der Wimpel Kehrbeſen auf den Maſt ſteckten, noch haben ſie, trotz einzelnen großen Erſcheinungen, in geiſtiger Beziehung mit wirklichen Nationen, den Teutſchen, Engländern, Franzoſen gleichen Schritt halten können. Als Medizin gegen die Schmerzen, die ihnen dieſe Reduktionen erregen müſſen, nehmen ſie die Erinnerung an frühere Zeiten mit großen Doſen ein und blähen ſich auf mit dem Ruhm und Wind des holländiſchen Namens. Der Stolz, Holländer zu heißen, muß ihnen die Macht erſetzen, ſich nach Wunſch als ſolche zu zeigen und ſie ſteigern in ihrem forcirten Nationalgefühl jenen Stolz ſogar häufig zu einem hochmüthigen und abſurden Trotz, der ſpießbürgerlich alles Ausländiſche verachtet und nur Niederland die Krone alles Großen und Schönen zuerkennen will. Einer ihrer genannteſten Dichter, Helmers, hat Niederland in einem Gedicht, das einen ganzen Band füllt, der Maßen beſungen, daß man, wenn man nicht eingefleiſchter Holländer iſt, glauben mögte, der Mann habe eine Satire geſchrieben. Er ſagt unter Anderm:

Zeig' mir, Gallier, Britte oder Teutſcher, zeig' mir einen Helden,
Dem Niederland nicht alsbald einen zweiten an die Seite ſtellt*);
Mag' an der Väter Ruhm, verkenn' ihre Heldenthaten,
Jenen Ruhm, einen Atlas, wirſt du nicht von ſeinem Stand verrücken.

*) Wie ſehr die Holländer ihre Helden überſchätzen und wie begierig ſie in neuerer Zeit die kleinſten Ereigniſſe ihrer Geſchichte

So weit geläutert Gold dem Kupfer voransteht,
Die Glut des Edelgesteins den Glanz des Glases verblendet,
An Geschmack die Ananas die Beere oder Nuß übertrifft,
Das jungfräuliche Silber das Blei unter sich läßt,
So weit auch übertreffen an Glanz, Glut und Werth
Unserer Väter Heldenthaten die jedes Volks der Erde.
Ja, aller Glanz verschwindet in Nebel, Dunst und Nacht
Neben der unverblendbaren Sonne von Niederlands Vorgeschlecht.

O Vaterland, o Ruhm, der allen Ruhm verschlingt,
Dein Glanz strahlt den Glanz aller Völker blind.
Welcher Strich ist so wüst, welcher Ort so verloren,
Daß Niederlands Heldenthaten dort nicht klängen in allen Ohren!

Sahst du je den Orion am unermeßlichen Himmel blinken,
Das geringere Sternenheer vor ihm in's Nichts versinken? ꝛc.
Dann sahst du Niederlands Bild ꝛc.

Auf solche Art läßt der Dichter Helmers der Reihe nach nicht bloß die Helden, sondern auch die Künstler aller Nationen vor den niederländischen verschwinden, vergehen

---

aufgreifen, um sie als frische Blätter in den alten Kranz ihres Ruhms zu flechten, beweis't der Lärm, den sie von dem Lieutenant von Spyk gemacht haben. Sie haben ihn höher erhoben, als einen Leonidas. Der Spartaner wird indeß mit ruhigerem Gewissen in der Unterwelt angekommen sein. Van Spyk ist dort unten sicher vor ein Kriegsgericht gestellt worden, wenn nicht etwa Pluto aus Dankbarkeit für den Zuwachs, den ihm der Lieutenant in sein Reich gebracht, sich beim Rhadamant für ihn verwendet und ihm Gnade ausgewirkt hat für das wahnsinnige Verbrechen, eigenmächtig und zwecklos seine Kameraden in die Luft zu sprengen, statt sich männlich zu vertheidigen. Es ist ein Wunder, daß wir nicht auch den Dampfschiffskapitain, der kürzlich zu Düsseldorf wegen des aufgesteckten Besens eingesteckt wurde, auf Pfeifenköpfen und Tabakspaketen im Namen der Nation renommiren sehen.

und verſinken. Der Merkwürdigkeit halber verdient hier noch eine charakteriſtiſche Stelle aus einem Vorgedicht angeführt zu werden, wodurch der Dichter den großen Nationalhymnus einleitet, eine Stelle, die in Holland ohne Zweifel für eine poetiſche Schönheit erſter Klaſſe gilt:

Daß Der vergeh', der, tief verhaftert,
Den vaterländiſchen Boden mißkennt,
Den Boden ſeiner Geburt verläſtert
Und das heilige Grab der Väter ſchändet.
Er lebe, doch leb' er ein Sklave der Sklaven,
Sein Gerippe, weggeworfen und unbegraben,
Sei das Aas, worauf das Gevögel ſich balgt,
Sein Name ſei Jedem ein Fluch in den Ohren
Und ſeine Brut, zur Treuloſigkeit geboren,
Sei ewig mit jenem Fluch belaſtet.

Hier ſehen Sie, meine Herren und Damen, den Patriotismus bis zum Fanatismus ſteigen, hier ſehen Sie die ſchreckliche Begeiſterung, welche die Leichen der Abtrünnigen in heiliger Wuth den Raben auftiſcht und die armen unſchuldigen Nachkommen noch als Deſſert mit auf die Tafel ſchiebt. Chriſtlich und menſchlich iſt es nicht, aber es iſt holländiſch-patriotiſch. Ein Franzoſe z. B. oder ein Engländer kann bei aller Vaterlandsliebe zu ſolchen Ausbrüchen niemals übergehen, weil er ſich ſeiner Sache recht tief bewußt iſt und daher ruhig dabei ſein kann. Der Holländer aber muß durch Wortkram ſich noch ſelbſt zu überzeugen, oder durch erſchreckendes Geſchrei ſeine hervorſtrebende, anderesſprechende Ueberzeugung zurückzutreiben ſuchen. Nur auf ſolche Art läßt ſich bei dem kalten holländiſchen Blut ſolche Berſerkerhitze erklären. Zum Glück, ſchon in polizeilicher Hinſicht, ſind dergleichen Er-

güsse nur unschädliche Selbstüberbietungen des Nationaleifers und wohlgemeinte Kraftausdrücke, es sind poetische Flüche. Die Holländer fluchen in Versen wie in Prosa, in Büchern wie im Leben, ohne dabei so gefährlich zu sein, wie es aussieht.

Bei jenen Aufblähungen Niederlands hat der Dichter Helmers*) die Gesinnungen seiner meisten Landsleute ausgesprochen, wenigstens ihre patriotische Sprache geredet. Die Holländer können dabei ihren teutschen Ursprung nicht verleugnen, indem sie, um ihre Tüchtigkeit zu beweisen, nichts Besseres zu thun wissen, als mit den Tugenden und Thaten ihrer Vorfahren zu renommiren. Wie hat nicht auch zu Zeiten in Teutschland die Klasse der hohlen Patrioten, um z. B. unsere Freiheitsliebe zu beweisen, mit der Römerkette gerasselt, die Hermann zerbrochen und sie überhörten dabei vielleicht das Rasseln der Ketten, die sie am lebendigen Leibe trugen! Mit patriotischer Todtengräberwuth riß man auf dem Kirchhof der Geschichte die Gräber der Vorfahren auf und schleppte die morschen Gebeine umher, um zu zeigen, von welcher kräftigen Art man abstamme, während man schlotternd in

*) Es ist bemerkenswerth, daß sein Buch in's Französische übersetzt ist, was es durch seinen poetischen Werth oder durch literarisches Interesse nicht verdient. Man könnte, wenn man weit gehen wollte, darin ein Indicium erkennen, daß die Franzosen den Holländern in ihrem patriotischen Hochmuth schmeicheln mögten, der allerdings Frankreich schon durch die Benachtheiligung Teutschlands nach dem Sinn sein muß. Wenn sie ihn ausbeuten, finden sie vielleicht geneigtes Gehör, denn in Holland ist trotz der Schlacht von Waterloo mehr Sympathie für die Franzosen, als für die Teutschen und die französische Sprache ist in Holland vorzugsweise eingebürgert.

die Kniee sank, wie zum Komplimentemachen und Fußküssen geboren. Man reichte begeistert die teutsche Rechte herum, die kaum eine Fliege todtdrücken konnte und das vielgerühmte teutsche Herz, von Erinnerungen der Vorzeit triefend, hat man bei den bedeutendsten Anlässen dennoch in dem teutschen Blute auf- und abpendeln sehen, wie in einer Wanduhr. Alle jene äußerlichen Kraftsymptome waren im Grunde nur Zeichen von Schwäche. Man setzte sich den Helm der alten Kraftmänner auf, um seine Glatze zu verbergen und auf ihren Gräbern pflückte man Lorbeern, die man sich umhängte, als hätte man sie selbst verdient. Statt zu denken: unsere Vorfahren waren so und so, schämen wir uns, daß wir anders sind, — dachten Manche: wenn wir auch selbst Schwächlinge sind, so macht das nichts, wir hatten tüchtige Vorfahren, wir sind national von Adel, wir sind teutsch. Man sollte sich teutsch *zeigen* und vom Ausland so *nennen* lassen. Nur darin zeigt sich das wahre Selbstgefühl und so machen es die Engländer, bis jetzt die erste *Nation* der Welt.

Auch bei den Holländern ist das häufige Berufen auf den *Namen* und die *Vorfahren* kein gutes Zeichen. Man nennt sich selbst, weil man weiß, daß man von Andern nicht genannt wird; man spricht von der Vergangenheit, indem man von der Gegenwart nicht viel zu sagen weiß; man drückt sich patriotisch die Hand, um nur gegenseitig einen Gehülfen zu finden, der Einen in der selbstbewußten Illusion seiner Kraft und Größe erhalten hilft. Im Renommiren und Phrasenmachen sind die Holländer nur von einigen belgischen Blättern des Jahres 1839 übertroffen worden, deren Redensarten wahre Vomitive abgeben konnten.

Eine zweite Wirkung der holländiſchen Abtrennung und Abſperrung von Teutſchland iſt die kaufmänniſche Einſeitigkeit und ihre Folgen. Indem die Holländer ſich von dem großen, allſeitigen Leben Teutſchlands losgeſagt, iſt die Richtung, auf welche ſie durch ihre geographiſche Lage leicht hingewieſen wurden, die vorherrſchende geworden und hat beinah die ganze Kraft und das ganze Intereſſe des kleinen Volkes abſorbirt, welches nicht, wie z. B. die Engländer, groß und umfaſſend genug war, um ſtets auch für andere Richtungen hinreichende Kräfte vorräthig zu haben. Dabei ſind ſie zwar gute Seeleute, gewandte Kaufleute, dicke Geldleute geworden, haben aber für Herz und Kopf weniger gewonnen, als für ihre Beutel. Man laſſe ſich vor Allem nicht durch das in Holland faſt allgemein zu findende finanzielle Embonpoint, welches der Phyſiognomie des Volkes zugleich den Anſchein von moraliſcher Geſundheit verleiht, imponiren und verleiten. Wer tiefer in die Herzen und ſozialen Zuſtände der Holländer eindringt, als die gewöhnlichen Beurtheiler, welche, durch das äußere, den Neuling ſchon wegen des komiſch-teutſchen Idioms entwaffnende Vorkommen und durch gaſtfreundliche Aufnahme in höheren Zirkeln beſtochen, auf ihren kurzen Durchreiſen ſtets die traditionell geſtiegenen Tugenden der holländiſchen Vorfahren im Auge hatten und, der Sprache nicht mächtig, ſich nicht unter das Volk mengen konnten, oder zu viel Geld hatten, um deſſen Tugenden zu bedürfen, der wird gar zu häufig auf eine Rohheit und Gemeinheit in Weſen und Geſinnung, ja auf eine Verderbtheit ſtoßen, die, einen eigenthümlichen, nationellen Charakter tragend, einen Widerwillen gegen das ganze Holländerthum erregen müſſen. Die holländ-

diſche Biederkeit, ihre Treue und Redlichkeit*), von der ſo viel gerühmt worden, mag wohl hauptſächlich noch auf dem Lande wohnen, wohin der verderbliche Handelsgeiſt weniger gewirkt, bis wohin die moraliſchen Schmutzanklebſel, welche die tauſendfachen Handelsberührungen und Handelsbewegungen zurückgelaſſen, weniger nachgefleckt haben; die beliebte Gradheit, die man bei den Holländern finden will, ſchlägt gar zu leicht in kaufmänniſche Grobheit und Arroganz um und was die Gemüthlichkeit und Theilnahme für Andere betrifft, welche in Holland wohnen ſoll, ſo hat der kaufmänniſche Egoismus gar zu viel Platz für ſich ſelbſt nöthig, um in ſo engen Herzen dem Intereſſe für Andere viel übrig zu laſſen. Die alten, ehrwürdigen Tugenden der Holländer ſind abgeſchliffen wie ihr Geld und eben das Geld iſt der beſte Probierſtein für ihre Tugenden. Wo es auf Geld ankommt, da muß man den Holländer beobachten und man wird erſtaunen über die antinationale Gewandtheit, Feinheit, Diplomatenkunſt, worein die holländiſche Vierſchrötigkeit durch einen einzigen abgeſchliffenen Gulden verwandelt werden kann. Es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, das weniger aufrichtig iſt und das es wie die Holländer verſteht, Einem „nach dem Mund zu ſprechen," wo es die Verfolgung eines Vortheils gilt. Deshalb liefern ſie auch bei Weitem nicht die ſchlechteſten Diplomaten, was ſie namentlich bei Abſchließung ihrer Handelsverträge an den Tag legen. Dieß genüge in Bezug auf die holländiſchen Herzen. Hinſichtlich ihres geiſtigen Lebens trit der Nachtheil ihrer Abſperrung noch deutlicher hervor.

*) In Bezug auf dieſe Tugenden vergl. auch das ſiebente Kapitel.

Das geiſtige Leben eines Volkes, welches nicht groß genug iſt, um ein eigenes Reich des Geiſtes zu ſchaffen, kann hinreichende Nahrung nur ſchöpfen aus der Berührung mit andern Völkern, bei denen es theils Bereicherung, theils Anerkennung (kaufmänniſch: Abſatz) findet. Holland war in dieſer wie in anderer Beziehung auf Teutſchland hingewieſen. Der geiſtigen Bereicherung aber ſtand der bei der pekuniären hintenangeſetzte ſpießbürgerliche Stolz im Wege, welcher, Gott verdamm' mich, von den teutſchen Meſſen wohl Geld zu empfangen, aber nichts zu lernen hat, und die fremde Anerkennung iſt nicht zu hoffen für eine Literatur, deren Geiſt ſich unter ſolchen Bedingungen entwickelt und deren Organ die barbariſchſte und geſchmackloſeſte aller zum Büchermachen benutzten Sprachen iſt*). Ueber die holländiſche Literatur und Sprache iſt, wie über das Volk ſelbſt, ein gewiſſer Charakter des Ordinairen, des Starkpopulairen verbreitet, welches indeß bei Andern ſchwerlich jemals populair werden wird; ſie entbehrt jenes edleren, höheren Anſtrichs, der allein Achtung und Sympathie erwecken kann. Es iſt gedenkbar und iſt verwirklicht, daß alle übrigen Sprachen in allen Ländern aus geiſtigem Intereſſe erlernt, ſtudirt werden; wem aber iſt es, außer Sprachforſchern von Profeſſion, Kaufleuten und dem Gymnaſium zu Kleve, jemals eingefallen, Holländiſch zu lernen? Die Teutſchen beſitzen be-

*) Die in Teutſchland mit Anerkennung genannten Geiſter der holländiſchen Literatur, meiſt aus früheren Zeiten, haben bekanntlich faſt nur lateiniſch geſchrieben. — J. Paul nennt die holländiſche Sprache eine Ausgabe der teutſchen auf Löſchpapier. Noch treffender bezeichnet ſie Lichtenberg, welcher ſagt, ein Eſel komme ihm vor wie ein Pferd, in's Holländiſche überſetzt.

kanntlich bis zum Uebermaß die Tugend, fremde Vorzüge anzuerkennen und in fremden Geistesgebieten Eroberungen zu machen. Ist es nun nicht eine auffallende Erscheinung, daß trotz dieser Tugend und dieser Eroberungslust unter tausend Teutschen vielleicht nicht zwei einen Schriftsteller ihrer Nachbarn und Stammgenossen, mit denen sie stets in Verkehr gestanden, an die sie stündlich durch Kaffee, Zucker, Käse, Taback ꝛc. erinnert werden, zu nennen wissen, während z. B. die französischen und englischen Namen jedem Schuljungen geläufig sind? Gäbe es keine teutsche Sprache, dann mögte die holländische als Kuriosität schon eher auf Erfolg rechnen können. Daß aber dieß barbarisirte Teutsch, dieß zur Nationalsprache erhobene Platt sich neben dem Hochteutschen geltend machen will, erscheint als eine wahrhaft unsinnige Vermessenheit. Wer wird sich vom Pferd auf den Esel setzen? Bei den niedern Volksklassen interessirt das Platt auch den Gebildeten wegen seiner Naivität, seiner gesunden Derbheit, seiner natürlichen und charakteristischen Volksfarbe; sobald es aber zur Schriftsprache erhoben, nach gramatikalischen Regeln ausgebildet werden soll, ohne dabei den niedern Ton aufzugeben, wird es schon dieser widersprechenden Elemente, dieser monströsen Zwitternatur wegen widerwärtig. Hat es dabei nun noch diesen ausgesucht rohen Anstrich, wie das Holländische, und ist seine Aussprache mit solchem kehlzerreißenden und ohrbeleidigenden Urwäldergetön verbunden, dann muß aller Geschmack ausgewandert sein, wo eine solche Sprache Eingang finden soll. Es muß mit der Zeit den Holländern klar werden, daß ihre Literatur, auch wenn sie Besseres als bisher leisten sollte, niemals ein lebendiger Strom werden kann, der sich auch über die Grenzen des Landes ergießt; sie wird viel-

mehr eine nationale Gracht bleiben, die zwiſchen holländiſchen Schleuſen ſtagnirt, die höchſtens jusqu'*à* la mer, ſchwerlich aber jusque *dans* la mer der europäiſchen Kultur dringen kann.

Es gibt ein Geſetz der Geſchichte, welches Untreue gegen die Nationalität nicht ungeſtraft duldet. Die Holländer ſind Teutſchland nicht bloß untreu geworden, ſie ſtehen ihm durch ihre Handelspolitik auch feindlich gegenüber. Als ächte Kaufleute werden ſie nie durch höhere Rückſichten ſich beſtimmen laſſen, ihre Stellung aufzugeben; ſie werden ſich nicht dazu verſtehen, ſo lang ſie nicht die Prozente davon berechnen können oder ſo lang ihnen nicht durch das Bedürfniß gleichſam das Meſſer an die Kehle geſetzt wird. Berechnen aber müſſen ſie die Prozente können und das Meſſer muß ihnen an die Kehle kommen:

1) in politiſcher Beziehung, ſobald Holland in Kolliſion mit einer Macht von einiger Bedeutung geräth. In weſſen Arme wird es ſich dann werfen, ohne verſchlungen zu werden, als in die Arme Teutſchlands? Wäre Holland nicht engliſch, franzöſiſch, ruſſiſch, wenn es kein Teutſchland gäbe? Wird es ſich nun im Frieden ſpröde von Teutſchland abſperren wollen, während es ihm im Kriege erſchrocken an den Hals fliegen würde? Hat es nicht ſchon in dem Scheidungskrieg mit dem kleinen Belgien ängſtliche Blicke nach Teutſchland hinüber geworfen und war es den Preußen nicht kindiſch böſe, als ſie nicht über die Gränze rücken wollten, um holländiſche Händel auszufechten? Wie würde jeder teutſche Bundesſtaat, wie würde ſelbſt das mächtige Preußen ſeine Stellung verkennen, wenn es ſich von Teutſchland abtrennte? Hat Holland denn mehr Reſſourcen zur Erfüllung ſeines

Berufs und mehr Bürgschaft für die Erhaltung seiner Unabhängigkeit, als die mächtigsten teutschen Staaten? Wahrlich nicht und sein kräftigster Rückhalt würde immer in Teutschland sein, wenn es sich ihm anschlösse. Ohne Teutschland hat Holland eine bloße Gnadenexistenz. Würden die Franzosen die Frechheit gehabt haben, die Citadelle von Antwerpen zu erobern, wenn Holland ein teutscher Bundesstaat gewesen wäre? Würden sie dagegen an der Citadelle umgekehrt sein, wenn nicht Teutschland mit warnendem Blick hinter dem bedrohten Holland gestanden hätte? Es ist gewiß keine bloße Phantasie, Holland in nicht ferner Zukunft dem teutschen Bunde einverleibt, dann aber auch die Flagge einer teutschen Bundesflotte in den holländischen Häfen wehen und diese Flotte zum Schutz der holländischen wie zur Gründung teutscher Kolonien nach den fernsten Meeren auslaufen zu sehen. Was Teutschland betrifft, so muß es mit der Zeit das Bedürfniß fühlen, auch zur See eine Rolle mitzuspielen. Soll es durch seinen Mangel an Kolonien immer in eben so unwürdiger als nachtheiliger Abhängigkeit von fremdem Eigennutz und fremder Willkür bleiben? Soll sein Menschenüberschuß immer nur dienen, die unbewohnten oder zuwachsbedürftigen Gebiete Anderer zu bevölkern? Wenn so manche, lang vorbereitete Gestaltungen eintreten, wenn einst z. B. China zerfällt, das jetzt unzugängliche Japan in den Strom der Weltentwickelung mit fortgerissen wird, wenn alle die asiatischen und afrikanischen Beuten für europäische Kolonisten reif geworden, soll dann Teutschland immer noch nicht im Stande sein, gleich den Andern auch seine Ableger auf fremden Boden zu pflanzen? Sicher wird Europa einst nicht mehr unter Hunderte von Häusern, sondern unter

wenige Nationen getheilt ſein, die, mit einem Fuß auf überſeeiſchem Boden ſtehend, der übrigen Welt das Geſetz ihrer Entwickelung diktiren. Die Engländer ſind in dieſem Werk am weiteſten vor, die Teutſchen am weiteſten zurück. Was Kolonie heißt, wiſſen ſie nicht. Statt mit den Tauſenden, die jährlich auswandern, um fremde Kräfte zu verſtärken, den Grund zu einem überſeeiſchen Teutſchland zu legen, ſehen ſie dem Umſichgreifen der Andern zu, fertigen allenfalls ſtatiſtiſche Ueberſichten darüber an und laſſen ſich die ganze Welt über den Kopf wachſen. Holland wird hier Teutſchland den Weg zeigen müſſen *).

2) In kommerzieller Hinſicht. Die ſchonende Bonhommie, welche Teutſchland der holländiſchen Handelspolitik gegenüber bewieſen, iſt wahrhaft merkwürdig zu nennen. Holland hat, um holländiſch-populair zu ſprechen, dem teutſchen Handelspferd die Bremſe auf die Naſe geklemmt, daß es nach der Hauptſeite hin beinah keines Schrittes mächtig war. Das Pferd hat lang ſtill gehalten, es wird aber die Bremſe abſchütteln und hat bereits Bewegungen dazu gemacht. Teutſchland hat Holland ſchon durch paſſive Mittel ganz in ſeiner Gewalt, wenn es nur will, es braucht, wie dieß ſchon mehr ausgeführt iſt, nur das Abſperrungsſyſtem zu erwiedern und ſo wenig wie möglich von Holland zu nehmen, dann wird Holland ſo viel wie möglich geben, um nicht ſeinem Ruin entgegen zu gehen. Es gibt nöthigenfalls von der See noch andere Wege nach Teutſchland, als durch Holland und es gibt noch andere

*) Welchen herrlichen Centralpunkt für ein oſtindiſches Teutſchland hätte nicht die Inſel Sumatra geboten! Wenn Gott und die Teutſchen wollen, wird ſie vielleicht in etlichen Jahren holländiſch ſein.

Magazine für die Bedürfniße Teutſchlands, als die holländiſchen Kolonien, die ohnehin, wenn nicht an die Gründung einer teutſchen Bundesflotte geglaubt werden ſoll, von England bei erſter Gelegenheit eingeſteckt werden. Es iſt daher gewiß keine bloße Phantaſie, Holland Konzeſſionen machen, ſich dem teutſchen Zollverein enger anſchließen und auch teutſche Handelsſchiffe nach Oſt- und Weſt-Indien gleich den holländiſchen auslaufen zu ſehen.

3) Wie fern in Bezug auf das geiſtige Leben eine Verſchmelzung Hollands mit Teutſchland im Intereſſe des erſteren liegt, iſt ſchon oben berührt worden. Aus Teutſchland allein hat Holland geiſtige (wie moraliſche) Veredlung zu erwarten. Es iſt daher gewiß keine bloße Phantaſie, in nicht ferner Zukunft ſchon in Holland teutſche Univerſitäten errichten und die holländiſchen Autoren teutſch ſchreiben zu ſehen*). In der Hoffnung auf dieſe freudige Bekehrung wird man beſtärkt bei Beobachtung gewiſſer unbewachter Kleinigkeiten, wodurch die Holländer beim Zuſammentreffen mit den geringgeſchätzten Teutſchen trotz ihrer patriotiſchen Oſtentation das geheime Bewußtſein ihrer Inferiorität zu erkennen geben. So z. B. wird ein Holländer, wenn ein Teutſcher ihn auf gut Holländiſch anredet,

*) Um dieſen geiſtigen Anſchluß an Teutſchland vorzubereiten und zu beſchleunigen, wäre das beſte Mittel die, auch aus anderen Gründen gewiß wünſchenswerthe, Errichtung einer Univerſität in dem zu dieſem Zweck ſo herrlich gelegenen Kleve. Zugleich müßte in Kleve eine tüchtige Zeitſchrift erſcheinen, welche gleichſam einen geiſtigen Kanal zwiſchen Teutſchland und Holland bildete, ſo wie Kleve jetzt einen geſellſchaftlichen Hafen von Holland nach Teutſchland bildet.

dieſem ſelten auf Holländiſch antworten, er antwortet auf Teutſch und ſollte er auch nicht zehn Wörter davon verſtehen. Entweder ſchämt er ſich dabei ſeiner gerühmten Mutterſprache, oder er will ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, Teutſch ſprechen zu können. Das Teutſchſprechen wird ihm Ehre machen, das Teutſchdenken noch mehr.

Köln, gedruckt bei Chr. Gehly.

06 3379

ULB Halle 3
002 621 401